Fragen der Freiheit

Zur Bildung und Bildungsgeschichte

Heft 231

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Goethe

FRAGEN DER FREIHEIT

– Beiträge zur freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft –

Folge 231

November/Dezember 1994

seit 1957

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung e.V.
Badstraße 35, D-73087 Bad Boll, Telefon (0 71 64) 35 73

Inhaltsverzeichnis

Seite

Lothar Vogel
Die Temperamente – Naturorganische Grundlagen einer pädagogischen Konstitutionslehre nach Rudolf Steiners Menschenkunde. Gleichzeitig ein Beitrag zum Lehrplan des Anthropologieunterrichts 3–14

Matthias Karutz
Zur Sozialkunde in der Waldorfschule 15–20

Volker Seelbach
75 Jahre Waldorfschule 21–23

Klaus Schmitt
70 Jahre Heilpädagogik 24–34

Beate Dieterich-Buchwald
Brandenburg, eine Stadt im Umbruch – Wohlstand statt Sozialismus 35–60

Jahresverzeichnis 1994 FRAGEN DER FREIHEIT 61–64

Die Mitwirkenden dieses Heftes 34

Die Temperamente

Naturorganische Grundlagen einer pädagogischen Konstitutionslehre nach Rudolf Steiners Menschenkunde. Gleichzeitig ein Beitrag zum Lehrplan des Anthropologieunterrichtes.

Lothar Vogel

Die Jahreszeiten vollziehen in ihren Analitäten einen klar überschaubaren Kreislauf. Ihre dauernd sich wandelnden Kräfte erscheinen in ihrer Ganzheit wie ein gewaltiger irdisch-kosmischer, in weiten Bewegungen und Pulsationen ausgebreiteter Organismus, der aber nirgends in Grenzen verdichtet faßbar, sondern in ununterbrochenen Kräftedurchgängen und Kräfteumwandlungen erscheint.

Dieser Jahreszeitenorganismus verdichtet sich einmal aus dem Kosmos heraus gegen die Erde zu als Winter, der die ganze Lebensbewegung, soweit seine Macht reicht, zum Kristall erstarren läßt. Dann weitet sich im Hochsommer die Jahreszeitennatur in labilem Luftwärmeprozeß nach oben, auch unsere Organe mitdurchwärmend, dehnend, aufblühen lassend. Im Frühling vollzieht sich eine grenzenlose Durchleuchtung und Lösung aller winterlichen Dichte in der ganzen Natur. Die Substanzen lösen sich in den Lebensfluß hinein und steigen im keimenden Pflanzenleben auf, ja sie heben sich im frisch duftenden, feuchten Erdgeruch über die junge Vegetation empor und strömen ihr, gleichsam sphärebildend, voraus. Die Herbstnatur geleitet die hochsommerliche Wärme in die Fruchtung, ins Innere der Pflanzenhüllen hinein, während die Lüfte sich von der letzten Wärmestrahlung losreißen und ihren Flügelschlag über die Erd- und Himmelsräume hintragen, wobei sich die Früchte zur Erde hin versammeln und dem innerlichen Wärmebedürfnis der menschlichen Natur Nahrung geben.

Der naturorganische Wandlungsprozeß der Jahreszeiten leitet von Höhepunkt zu Höhepunkt, von Übergang zu Übergang, nirgends steht er stille, niemals behauptet sich eine einseitige Konstitution. Alle seine Phasen bewirken in den Organismen das reichste äußere und innere Wechselleben im strömenden Fluß der Zeit.

Auch das Menschenleben schwingt im leiblich-seelischen Bereich mit den Naturrhythmen und besonders mit den Kräften der jahreszeitlichen Konstitutionen zusammen. Sein organisches Sein folgt der Ordnung des Erdlebens in mikrokosmischer Entsprechung, so daß der Mensch im Jahreszeitenerlebnis seine eigene Organisation in vielfältiger Weise leiblich belebt, seelisch erfrischt und so eigene Einseitigkeit und Verhärtung zu lösen

vermag. Hier folgen einander Leibesfrühling im inneren Säftestrom, Sommerwärme im Blut-Atemleben, Herbstesfruchtbarkeit in der Reife organischer Kräfte und winterliche Klarheit über der Formdichte der Nervenphysis. Bei all diesen Lebensfunktionen ist in den Jahresläufen bis herauf in die Lebensalter und herunter in die Tageszeitenkonstitution alles auf eine Daseinsharmonie angelegt. Freilich nützt der in die Zivilisation eingespannte Mensch kaum mehr diesen verjüngenden Zusammenklang der inneren und äußeren Naturkräfte, sondern begibt sich statt dessen in eine gefährliche Isolation, in deren Bequemlichkeit die Tätigkeit seiner Organe erschlaffen muß.

Einmal war es aber in der Vergangenheit den Menschen möglich, durch eine einzigartige Lebenskultur ihr Dasein von den organischen Grundlagen her zwischen chthonisch-irdischem Leben und lichthaft-ätherischer Freiheit zur wunderwürdigsten Harmonie zu steigern, die Goethe in einer Dichtung charakterisiert hat:

„Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund.
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.
Und so entwickelt sich am reinen Tage
In Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage,
Obs Götter, ob es Menschen sind?“

Goethe (Faust II).

Der griechischen Epoche danken wir neben der großen, naturhaften Kunst eine hygienisch-therapeutische Kultur und innerhalb dieser eine Lebenslehre menschlicher Organik, in welcher die irdischen Kräfteströme und Kräftebewegungen wie draußen in der Natur und droben am Himmel in Licht, Luft, Wasser und Erdbildung, so im Innern des Organismus walten.

Der gesamte irdische Kosmos mit seinen vier Elementen kreist auch in den Säften unseres Leibes, im zartesten Hauch wirkend, im freien Rhythmus lebend, gestaut und geronnen, in spröden Fasern und im tragenden Gewebe irdisch geworden. Aber selbst im Zustand größter Dichte werden die Elemente nicht im Sinne bloßer physikalischer Aggregate empfunden, die unseren Leib auferbaut haben und deren harmonischer Mischung (Eukrasia) sich der Mensch dankbar bedient, wenn er sich ernährt, wenn er atmet, wenn er sich zu allem Guten und Schönen begeistert. Seine Gefühle dankt er den Musen, Mittlergottheiten, durch die sich der Mensch mit der oberen Welt verbinden kann. Seine Gedanken entstammen einer noch höheren

Sphäre, sie sind Weltgedanken, durch sie sprechen die oberen Götter. Im Willen walten unerbittlich die Moiren (Schicksalsgottheiten), die zugleich über den unteren und oberen Welten stehen.

Die Bedeutung der Temperamente für Pädagogik und Medizin

Für die Lebensmöglichkeit in der Zukunft ist es eine Kardinalfrage, ob es möglich sein wird, das Natur- und Weltleben in gesunder Weise wieder mit dem Menschenleben zu verbinden und so zu einer harmonischen Evolution beider zu gelangen. Diese Verbindung ist durch Rudolf Steiner in seiner Menschenkunde für Medizin und Pädagogik, in voller Erkenntnis des Notwendigen, bereits geleistet. Die Temperamentenlehre stellt ein Zentralgebiet dieser Menschenkunde dar, in dem Pädagogik und Hygiene einander so nahe gerückt sind, daß hier der Lehrer heilend auf die menschliche Konstitution, der Arzt auf seinem Gebiete zugleich in einem umfassenden Sinne lehrend auf das Seelenwesen des Kindes zu wirken vermag.

Die Behandlung der Temperamente im Menschenkundeunterricht der Waldorfschule

Eine besondere Bedeutung im Ganzen des Menschenkundeunterrichts hat die Darstellung des „Flüssigkeitsmenschen“ im Zusammenhang mit Blutkreislauf und Atmung, sowie mit dem bewußten und unbewußten Seelenleben im Rhythmus von Tag und Nacht. Im Rahmen dieser Epoche erscheint auch die Behandlung der vier Temperamentskonstitutionen.

In der achten Klasse wurde bereits ein gewisser Abschluß der Menschenkunde erreicht nach der Behandlung einer Gesundheitslehre (7. Klasse) und der kursorischen Schilderung der gesamten Leibesorganisation mit Bewegungsorganismus, Verdauung und Ernährung (8. Klasse). Im Lehrplan der neunten Klasse führt der Anthropologieunterricht in ganz entschiedener Weise in eine pädagogisch-menschenkundliche Funktion herein. Während sich im Kinde die Reife im Wachstumsprozeß der Organe, in der Verdichtung des Knochenskeletts, in der Atmung bis zur Umstimmung der Stimmbänder und der Spannungsverhältnisse innerer und äußerer Bewegungsorganene vollzieht, wobei gleichzeitig ein seelisch bewußteres Sinnesorganleben einsetzt, bietet der Unterricht jetzt für diese physisch-seelischen Organprozesse das ordnend-harmonisierende Übungsfeld. Die Eurhythmie betont für dieses Lebensalter den Charakter in der Bewegung, um nur ein Element dieser

Kunst zu nennen. Die Gymnastik das Schwereerlebnis und seine Überwindung, der Kunstunterricht behandelt vorwiegend die Erscheinungen der bildenden Kunst usw. So wird auf allen Gebieten das Erlebnis des Raumes und der Körperwelt gepflegt, welches dann im Anthropologieunterricht in der Behandlung der Sinnesorgane und des Knochenskeletts gipfelt.

Für die Einheit der vier obersten Klassen und für die vorwärtsschreitende Geschlossenheit des Lehrplans bis zu seinem organischen Abschluß in der zwölften Klasse bildet die Anthropologie der neunten Klasse eine recht realistische Grundlage im Erfahrungsbereich der physischen, ja man darf schon sagen, der physikalischen Gesetze des Leibeslebens (Gewicht, Hebel, Gelenkmechanik, Bewegungsmechanik, Refraktion, Schall usw.). Dieser Grundlage steht die Anthropologie der zwölften Klasse polar gegenüber. Diese letzte Anthropologie-Epoche kann unter dem Motto des Okenschen Wortes unterrichtet werden:

„Die Tierwelt ist eigentlich der auseinandergelegte ganze Mensch."[1)]

Der Kuppelbau des Waldorflehrplans ist dann vollendet, wenn es gelingt, den *„Tierkreis"* der Organismen morphologisch durch alle Formen und Bildungen so zu verfolgen, daß die Gestalt des Menschen in der Mitte als Ideen- und Freiheitswesen erscheint. Der Mensch wird dann zur dynamischen Kraft, die hier den ganzen Erdorganismus in sich harmonisierend, auf dem Wege der beziehungsreichsten Aussparung klar charakterisiert, als reine Potenz hervortritt. Der physisch-stoffliche Pol (9. Klasse) tritt in Polarität mit dem Geistbild des Menschen, dieses wahren Pantokrators der Natur.

In der polaren Spannung des physischen und geistigen Menschenbildes erscheint der Gehalt des Lehrplans der zehnten Klasse als eine wirkliche Steigerung, als ein wesenhaftes Herzstück innerhalb der Entwicklung. Hier werden die eigentlichen Lebensfunktionen der Organe in ihren fließenden Kräfteströmen und in ihren rhythmischen Bewegungen dargestellt. Alles leiblich-seelische Wechselleben wird zum freibewegten Gehalt, der sich in gleicher Weise über Stofflichkeit und Dichte, wie über jede feste Form erhebt. Die Behandlung des Herzens steht in realer wie in ideeller Beziehung am rechten Platz. Rudolf Steiner hat es einmal das Organbild des ganzen Menschen genannt. Es steht im Zentrum jedes Organismus über aller Polarität und bildet als Organ eine vollkommene seelisch-geistige und physische Einheit. Die Thematik des Herzens erfüllt damit am vollkommensten die Aufgabe des Lehrplans, welcher nach der Formulierung von Caroline von Heydebrand für die zehnte Klasse angibt: „In der Anthropologie werden Or-

[1)] Vergl. Dr. E. Kolisko: Gedanken zur anthropologischen Tierkunde, Gäa-Sophia 1926

gane und Organverdichtungen im Zusammenhang mit Seelisch-Geistigem geschildert." Im Umkreis des Herzens sind alle übrigen Organe (Leber, Niere, Milz, Lunge) Metamorphosen des Kreislaufs, für sie ist der seelisch-geistige Bezug herauszuarbeiten. Diese Aufgabe kann in der Schilderung der Temperamente erfüllt werden.

Die Voraussetzung für die Schilderung der Temperamente ist gegeben, wenn die inneren Organe in ihren wesentlichen Funktionen dargestellt wurden. Diese Gesamtübersicht erreicht der Lehrer in der Ökonomie eines Epochenunterrichtes, wenn er schon bei der Schilderung der einzelnen Organe immer die Temperamente in ihren Organbeziehungen im Auge hat, d.h. indem er von Anfang an dem lebendig-dynamischen Weg der „Säftelehre" folgt, aus der ja die Temperamentenlehre ursprünglich hervorgegangen ist (Humorallehre)[2]. Alle Organe sind in ihrem Bau, in ihrer Tektonik, in ihren Funktionen Bildungen, die ursprünglich aus einem reinen Strömen (Fließendes in fließendem Milieu) hervorgegangen sind. Auch in den dichtesten, geweblich festen Formen (z.B. im Knochen- und Nervengewebe) bleiben die Organe, dem Flüssigen verwandt, im kolloidal-hydrogelartigen Zustand, immer bereit, zwischen Fließen und Erstarren hin- und herzuschwingen.

Nicht die Herzgestalt steht in diesem Sinne am Anfang der Betrachtung, sondern das strömende Blut und es ergibt sich eine Folge, die mit der Eigenbewegung des Blutes beginnt, aus der sich eine Blutufergestaltung (Blutgefäße) ergibt. Erst ganz zum Schluß erscheint die Herzbildung als Zentralwirbel dieser Totalbewegung. Damit wird das Herz zum Organ der Organe, zum Primum und Ultimum des Lebens, an dem alles Organische vorbildlich zur Darstellung gebracht werden kann.

Da hier nicht der Raum ist, diesen Weg bis in die Einzelheiten zu verfolgen, sondern sowohl das gesamte Blutleben als auch seine organischen Metamorphosen späteren Schilderungen vorbehalten bleiben müssen, treten wir nun, mit dieser die Prinzipien nur skizzenhaft andeutenden Einleitung, in die Temperamentbetrachtung selber ein, indem wir die organisch-physiologischen Bereiche eines jeden Temperamentes kurz charakterisieren.

Das phlegmatische Temperament

Wir wählen unter den vier Temperamenten hier nicht nach psychologischen, sondern nach morphologisch-organischem Interesse zuerst das Elementar-

[2] Humorallehre der hippokratisch-griechischen Medizin, als Humoralpathologie in neuerer Zeit durch Karl v. Rokitansky (1804–1878) vertreten. Den methodischen Weg der Humorallehre einzuschlagen ist nicht nur pädagogisch fruchtbar, sondern ebenso vorbildlich für die wissenschaftliche Methodik.

ste und Einfachste. Es ist dies das phlegmatische[3] Temperament. Dieses Temperament stützt sich auf das allgemeinste Organleben, das auch im vollkommen ausgebildeten Organismus der Entwicklungs- und Funktionsstufe des Protoplasmas entspricht, auf die Lymphe[4]. Das Lymphsystem repräsentiert den Flüssigkeitsmenschen kat exochen, denn die Lymphe steht, wie das Protoplasma, vor allem Organsein. Sie ist der urflüssige Organismus, das „Wasser des Lebens". Sie ist das Lebenselement, das das Ganze des Organismus schrankenlos durchfeuchtet und durchflutet. In dieser Funktion ist sie geradezu antianatomisch, d.h. alle Form negierend. Gemäß dieser protoplasmatischen Ureigenschaft erscheint sie als ernährende Lymphe; aber sie ist auch das flüssige Element des Blutes, und sie begegnet uns zuletzt in höchster Reinheit als Sinnesorganlymphe (Ohrlymphe, Augenkammerwasser usw.). Fassen wir alles dies zusammen, so ist sie im Leibesleben das Prinzip alles Lebendig-Flüssigen schlechthin. Dominiert dieses wahrhaft *ätherische* Element im Gesamtorganismus, dann sprechen wir von der Vorherrschaft des phlegmatischen Temperamentes.

Lassen wir den Lymphorganismus im Ernährungsbereich der menschlichen Natur dominieren, lassen wir ihn im Nervenbereich, also im polaren Organfeld walten, immer erscheint ein dysplastischer, nicht festgelegter Typus. Es handelt sich um ein Menschenbild, dem wir immer wieder einmal begegnen und das sogar sein eigenes charakteristisches Lebensalter im Sinne notwendig gesunder Entwicklung hat. Dieses Lebensalter ist dasjenige des Kleinkindes und im besonderen das des „Milchkindes", bei dem sich der Lymphorganismus über alle Systeme ausdehnt und so eine wahre „Keimblattstufe", den Vegetativorganismus des ganzen Menschen bildet. Die phlegmatische Konstitution bewahrt den kindlichen Typus, wenn sie sich in späteren Lebensabschnitten behauptet, und zwar einen ausgesprochenen Kleinkindtypus, sei es nach der nutrifizierenden Seite hin oder auch gegen den Nervenpol zu, wo die Lymphe dann das Nervensystem umgibt und so eine großköpfige Bildung veranlaßt.

Das cholerische Temperament

Mit einem zweiten Temperament können wir unmittelbar an den ernährend-ätherischen Charakter des phlegmatischen Systems anknüpfen. Dieses wurzelt ebenfalls im Ernährungsleben des Organismus, äußert sich aber in Wärme und Kraftentwicklung. Es ist das cholerische Temperament. Bei der

[3] Phlegma = Schleim
[4] Lymphe = Urplastische Substanz, Purkinje (1787–1869).

Schilderung des cholerischen Temperamentes greifen wir gewöhnlich zu kurz und charakterisieren nur psychologisch, wenn wir uns lediglich an seiner anfallsweisen Äußerung im Zorn orientieren. Es muß uns an dieser Temperamentslage, wenn wir ihre organische Grundlage aufsuchen, in erster Linie die produktive Kraft interessieren, die als Voraussetzung einer charakteristischen Seelenfähigkeit im Gesamtleben eines Menschen erscheint und im Extrem in der Fähigkeit zur Zornmütigkeit gipfeln kann. Die positive Organkraft dieses Temperamentes liegt im ernährend aufbauenden Funktionsbereich des Venensystems, da wo es sich aus dem Darmbereich mit den Wärme-Lichtqualitäten des Traubenzuckers zur Leberpfortader sammelt und in der Leber als dem Haupt des Venenorganismus zum venösen Wundernetz energetisch aufblüht. Die Leber ist der prometheische Lebensherd des Willens, von dem aus die Wärmekräfte durch den ganzen Organismus strahlen und die Eigentätigkeit aller Organe impulsieren. Diesem Kraftzentrum begegnet der Adler des Zorns, wenn Prometheus an den Kaukasusfelsen gefesselt den Raub des himmlischen Feuers büßt. Tag für Tag frißt er dem Dulder die Leber aus dem Leib, aber sie wächst ihm in Gleichem Nacht um Nacht wieder zu. Überwiegt in einem Menschen das Venen-Lebersystem, dann bildet sich eine Fülle von Blut- und Lebenskräften, eine Plethora, die dem Bewußtseinsleben Gefahr bringen kann. Für Fähigkeit und Kraft des Handelns ist aber die Leber ganz entscheidend, ihre Kraft ist die wahre Lebenskraft.

Der Name Cholerik[5)] ist nicht von der hier geschilderten positiven Qualität des Temperaments genommen, sondern von der zweiten Funktion der Leber, der Gallenbildungsfähigkeit. Die Galle überwindet im Verdauungsprozeß die Fremdeinflüsse, die als Nahrung von außen in den Organismus eintreten und, ehe sie assimiliert werden, zuerst völlig aufgelöst werden müssen. Im Zorn stützt sich das Seelenleben gerade auf diese Gallenproduktionsfähigkeit, auf Gallenausschüttung und Gallenauspressung. So wie die Galle das Fremde der Nahrung überwindet, so überwindet der Zorn fremden Willen, indem die Seelenwärme des Temperaments mit eruptiver Gewalt über die gewöhnlichen organischen Grenzen tritt, um das störende Fremde zu überwältigen. Darin liegt die „Mission des Zornes“.

Auch für das cholerische Temperament gibt es typische Lebensalter. Vorübergehend erscheint es im dritten Lebensjahr recht ausgeprägt, um dann in den geschilderten positiven Qualitäten in der Lebensmitte am deutlichsten hervorzutreten, wenn der Mensch in seinem Schicksal nach dem zweiundzwanzigsten Lebensjahr in die Phase der Verwirklichung seiner Le-

5) Galle, Zorn

bensziele eintritt. Auch eine Cholerik des Greisenalters gibt es gelegentlich als charakteristisches Phänomen des Seelenlebens in der Altersdisposition (König Lear). Die positive Gipfelhöhe des cholerischen Temperamentes, die eigentliche Lebenstatkraft entfaltet sich jedoch in der Lebensmitte.

Das sanguinische Temperament

Unter allen Temperamenten nimmt das sanguinische eine besondere Stellung ein, es ist das *Temperament der Temperamente*. Sagt man von einem Menschen, er habe Temperament, so ist damit gewöhnlich das leicht bewegliche, rasch wechselnde sanguinische gemeint. Wie beim phlegmatischen Temperament die Lymphe als allesdurchfeuchtendes organisches Wasser die ganze Leiblichkeit einerseits belebt, andererseits in seine Indifferenz zieht, so leistet beim sanguinischen Temperament das durchlüftete arterielle Blutsystem eine intensive leibliche Differenzierung. Es ist also nicht das Blut schlechthin Grundlage dieser entschiedenen Temperamentslage, sondern das frisch beatmete, rasch pulsierende, leicht bewegte arterielle Blut. Durch die Atmung steht es in unmittelbarem Zusammenhang mit der bewegten Atmosphäre, gleichzeitig bewirkt es im Innern des Organismus die Oxydationen, d.h. die aktiv gestaltenden, formenden und, gleichsinnig mit dem Nervenleben, abbauenden Prozesse. Die organischen Grundlagen des Temperamentes liegen vorwiegend in drei Bereichen, in der Lunge (Blut-Atmung), der Niere, dem organischen Bereich der labilen Gleichgewichtsempfindung und im Nervensystem.

Die generelle Bedeutung des sanguinischen Temperamentes liegt darin, daß es, wie das arterielle Blut alle Organe, so dieses alle Temperamente zu durchdringen und zu beleben vermag. Aus diesen Vereinigungen ergeben sich die positivsten Mischtemperamente, z.B. das sanguinisch-phlegmatische, das sanguinisch-cholerische und zuletzt das sanguinisch-melancholische Temperament. Proteushaft wandelt sich das Blut aus der Raschblütigkeit in Kaltblütigkeit, Warmblütigkeit und Schwerblütigkeit. Es pulsiert überall, wie die Lymphe überall fließt, und steht darin in einer unmittelbaren Polarität zum phlegmatischen Temperamtent.

Das charakteristische Lebensalter des sanguinischen Temperamentes ist die Kindheit, die Zeit des zweiten Jahrsiebents, ein Alter schönsten Lebensgleichgewichtes. Die Organisation befindet sich im Stadium einer freien und höchst beweglichen Schwebung zwischen jener, beim Phlegma geschilderten, vegetativ keimhaften Stufe des Kleinkindes und dem der Pubertät folgenden Lebensabschnitt. Dieses Lebensalter ist die schönste Verwirklichung ätherisch-astralischer Kräfterhythmik. Unter dieser Harmonie spie-

gelt die Gattung im kindlichen Organismus höchste Menschlichkeit, die Wiederholung eines griechischen Zeitalters. Knaben scheinen mädchenhaft anmutig, Mädchen von knabenhafter Freiheit. Ätherische Kräfte werden zum ersten Mal frei, astralisch-seelische bleiben noch organgebunden. Das phlegmatische Konstitutionsalter (bis gegen das 7. Lebensjahr) ließ die Gattungsnatur in organischem Schlummer, in funktioneller Indifferenz, nun aber treten die Seelenkräfte, ohne sich schon vom organischen Zusammenhang zu lösen, in ein rhythmisches Bildungsspiel mit den Lebensprozessen. Harmonisch-künstlerische Lebensveranlagung eignet diesen Entwicklungsjahren. Der Lebensabschnitt ist selber in seiner „Gattungsfreiheit" menschlich wie das Kunstleben, ist Kunstkonstitution. Daher entspricht es ihm, daß es vorwiegend durch Kunst für die Weiterentwicklung aller künstlerischen Fähigkeiten des Menschseins gepflegt werden will, wie es die Pädagogik Rudolf Steiners vorsieht.

Die positive Dominanz des kindhaft sanguinischen Temperaments behält für das spätere Leben seine Bedeutung überall da, wo es gilt, Seelenleiblichkeit und Ätherität in frei beweglicher Harmonie, in künstlerisch-phantasiereicher Lebenssphäre zu erhalten. Die Einseitigkeit der Sanguinik liegt wiederum im isolierten Hervortreten des Temperaments in allzu raschbeweglichem Gefühl, das in gleicher Weise die Gedankenbildung wie die Tatkraft aufzulösen droht. In seiner positiven Wirkung ist es das Temperament der Freude, der Festlichkeit, der Schönheit und Kunst.

Das melancholische Temperament

Das melancholische Temperament gründet sich in der Organisation auf den physischen Leib, auf den Form-Stoffpol, auf das Nervensystem. Überall da, wo der Nerven-Kopfpol im Organismus zur Herrschaft gelangt, findet in der bildbaren Leiblichkeit Formung, ja Überformung bis zur Funktionslähmung statt. So breitet sich über den ganzen Menschen die Konzentration und Ruhe des Denkens. Dabei schließen sich zuerst die Sinnestore. Die Atmung trägt keine selbständige Empfindung mehr, das Herz verliert sogar an Impulskraft und schlägt langsamer und langsamer. Dringt aber die Bewußtseinsfunktion unter das Hypochondrium[6)], d.h. in den Bereich der ernährenden Lebensorgane unter dem Zwerchfell, dann stocken die Säfteströme, dicken ein, verdichten sich sogar zu Steinbildungen. So geschieht es im Gallenfluß von der gelben zur schwarzen Galle bis zum Gallenstein. Der Blut-

[6)] Rippenbogenregion

strom in den arteriellen Gefäßen wird dünn, die Gefäße eng, die Pulsation hart. Im Venensystem dickt das Blut ein und wird schwärzlich, die Darmtätigkeit verkrampft und steht zuletzt still. Neben dem mehr funktionell formenden Nervensystem ist für die melancholische Natur das Skelett und sein meist schwerer mineralischer Aufbau charakteristisch. Findet sich das melancholische Element in einer weiblichen Natur, dann erscheint der Skelettypus oft männlich, d.h. stark physisch ausgebildet.

Die Melancholie ist das reine Bewußtseinstemperament, das bis an die Lebensgrenzen, bis an den Todesprozeß rührt. Gedanklichkeit ist seine oft bittere Frucht. Der dem melancholischen Temperament konstitutionell entsprechende Lebensabschnitt ist das Greisenalter. Im übrigen Lebensgang begleitet es die Bewußtseinsprozesse und verstärkt sich häufig in kritischen Entwicklungsphasen, so um das neunte und einundzwanzigste Lebensjahr. Diese Phasen können dem einseitig melancholisch Veranlagten große Gefahr bringen (Neurasthenie).

Temperament und die Lehre von den vier Elementen

Nur wer in den Temperamenten die großen Naturqualitäten des Lichtes, der Wärme, der Luft, des Wassers und der Erde erlebt, kann auch ihren überorganischen Dynamismus voll empfinden.

Das „phlegmatische“ Temperament entspricht der Rolle, die das Wasser in der Natur spielt, wie es fließt und wandert, alles durchdringt und belebt, wie es steigt und fällt und wie es erstarrt. Es verhält sich in diesen Wandlungen durchaus phlegmatisch.

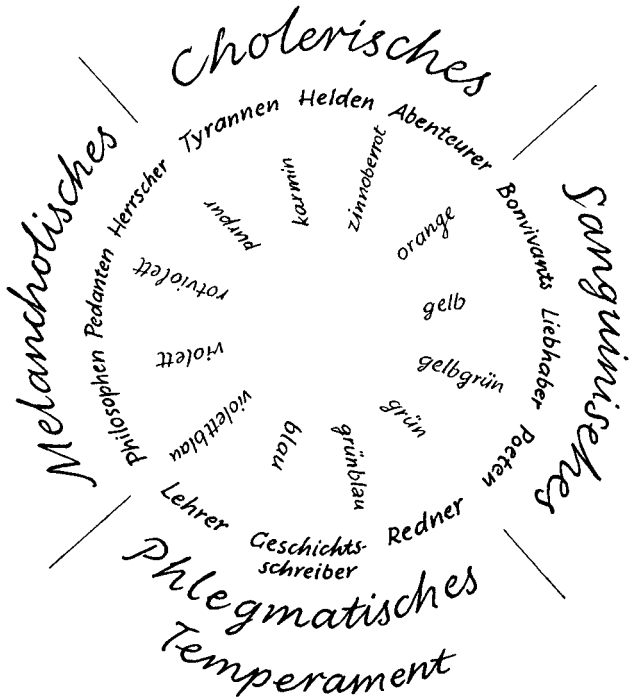
Das Feuer ist das Element der eruptiv „cholerischen“ Natur. Leuchtend, lodernd, wärmend verewigt es alle seine Qualitäten zu einer einzigen Kraft.

In der durchlichteten Luft waltet das „sanguinische“ Element des Erdlebens. Ewig bewegt, steigend und fallend, stürmend und suchend, feucht und trocken, warm und kalt zeichnet es sich durch seine Umgänglichkeit mit allen anderen Elementen aus.

Im Erdelement treten die Stoffe in ihrer größtmöglichen Trennung und Entmischung auf, im Gestein als Mineral und, bis zu höchster Reinheit und Klarheit gesteigert, als Kristall. Alles Leben hat sich in ihm einen tragenden Grund geschaffen. In dauernden Gedanken befestigt das melancholische Temperament, was da „in schwankender Erscheinung schwebt“ (Goethe).

Die Darstellung des Flüssigkeitsmenschen als die lebensleiblich-bewegte, vom seelisch-geistigen Sein rhythmisierte und gestaltete Natur unseres Organismus, führt in der Temperamentsdarstellung der zehnten Klasse zur höchsten Steigerung dessen, was das Kind dieser Altersstufe zu erleben ver-

mag, um sich dann durch beseelte Erfahrungen aus der physiologischen Depression der Pubertät zu erheben. Es gibt wohl kaum ein unmittelbareres Interesse, als wenn der Unterrichtsgegenstand wie ein Schlüssel zu einem ersten, für dieses Lebensalter höchst wichtigen, Selbsterlebnis führt, einer Vorstufe echter Selbsterkenntnis im seelisch-leiblichen Bereich. Die Beispiele, die aus dem Temperamentserlebnis mit größtem Eifer beigebracht werden, zeugen davon. Besonders fruchtbar sind bildliche Darstellungen der Temperamente im Farbenkreis, wie z.B. die von Schiller in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit Goethe gezeichnete Temperamentenrose aus dem Jahre 1799. Die Darstellung dieser Goethe-Schillerschen Temperamentsrose vermag als Abschluß der Betrachtung im Unterricht eine schöne Bestätigung zu geben für alles, was im gemeinsamen Erlebnis zusammengetragen wurde. Da erscheinen über dem zwölffachen Farbenkreis zwölf re-



Temperamentrose von Schillers Hand, mit Goethe erdacht, wahrscheinlich in Jena, Anfang 1799.[7)]

[7)] Von Riemer in „Mitteilungen über Goethe" erwähnt, 1941 im Schillerarchiv aufgefunden und 1958 im Goethejahrbuch durch Rupprecht Mathaei veröffentlicht.

präsentative Berufsstände, für jedes Temperament drei charakteristische Manifestationen, wobei die mittlere jeweils den charakteristischsten Typus bildet. Für das sanguinische Temperament erscheint der „Liebhaber“ zwischen Bonvivant und Poet, im melancholischen der „Pedant“ zwischen Philosoph und Herrscher, als Randerscheinung des phlegmatischen Temperaments gegen die Melancholie hin der Lehrer und in der Cholerik Held, Tyrann und Abenteuerer.

Die Kinder erleben diesen, bis ins farbige Kostüm ausgestalteten Mummenschanz der Schicklsalskonstitutionen und prüfen aufs höchste gespannt die Rolle, die sie selber vielleicht einmal spielen könnten, wobei, wie bei einem Schauspiel, das die Klasse aufführt, Ausgleich und Selbstkorrektur einsetzen.

Die Darstellung der Temperamentslehre wäre unvollständig, wenn nicht von hieraus die Brücke zu einer lebensgemäßen Völkerkunde geschlagen würde. Auch da ergeben sich für eine zehnte Klasse, nach der Behandlung der Erde als Ganzem, reiche Möglichkeiten der Darstellung anthropologisch-ethnographischer Motive, bis zu einer konkreten Psychologie der Völker in Ost, West, Nord und Süd.

Besonders wesentlich ist es, daß die menschliche Natur in der Vierheit der Temperamente als harmonische Einheit erlebt wird. Jedes vorwiegende Temperament stellt, auf das Ganze gesehen, eine Einseitigkeit dar, als ob nur dieser oder jener Organbereich sich egoistisch darleben wollte. So wäre das Haupt in seiner Bewußtseinsfunktion für sich der Melancholiker in uns, der Rumpf (besonders der untere Pol desselben) der Choleriker, die Gliedmaßen in ihrer Beweglichkeit der Sanguiniker. Alle diese Leibesglieder durchströmt und belebt das Phlegmatische.

Der harmonische Mensch muß diese organischen Einseitigkeiten dadurch überwinden, daß er sie alle im rechten Augenblick zur rechten Tätigkeit aufruft, melancholische Tiefe im Denken, cholerische Kraft im sozialen Handeln, sanguinische Beweglichkeit, Freude und Phantasie in der Kunsttätigkeit und Phlegmatik im Lebensgenuß. Dagegen führt jede Einseitigkeit zur Ausbildung einer Krankheitsdisposition und es ließe sich leicht aus jedem einseitig ausgelebten Temperament eine Schar von Krankheitsmöglichkeiten herleiten.

Das Ich, das in freier Lebenskünstlerschaft über jeder Einseitigkeit steht, wählt wie der Organist seine Register und wird so im Menschen der immer tätige innere Erzieher und Arzt.

Zur Sozialkunde in der Waldorfschule *)

Matthias Karutz

Als im September 1919 die Waldorfschule eröffnet wurde, schien das nur die Angelegenheit eines Stuttgarter Unternehmers zu sein. Sie wurde vom damaligen sozialdemokratischen württembergischen Kultusminister unterstützt, von den Kirchen scheel betrachtet oder sogar bekämpft, wurde aber insgesamt als ein lokales Ereignis angesehen.

Welche ungeheure dynamische Kraft in dieser Begründung lag, hatte sich rein äußerlich schon in der kurzen Vorbereitungszeit gezeigt. Sowohl Rudolf Steiner als auch der Unternehmer Emil Molt erwiesen sich als Meister der Organisation. Sie schafften es, ein geeignetes Grundstück ausfindig zu machen und zu erwerben, das Gebäude umzubauen, Mobiliar, Schulsammlungen, eine Bücherei zu schaffen, ein entwicklungsfähiges Schulkonzept zu skizzieren, die ministerielle Genehmigung dafür zu erreichen, die Toleranz der Kirchen zu erzielen, ein Lehrerkollegium zusammenzubringen und mit den Grundlagen der neuen Erziehung vertraut zu machen – und das alles in noch nicht einmal vier Monaten. Man könnte an Überstürzung denken bei einem solchen Tempo; mehr und mehr aber kann man den Eindruck gewinnen, eine dringend notwendige, innerlich schon lange vorbereitete Entwicklung sei hier wie „mit fliegendem Start“ in die sichtbare Erscheinung getreten. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man bedenkt, welche Entfaltung die neue Pädagogik erfahren hat: auf den verschiedensten Gebieten verarbeiteten die Lehrer die Anregungen Rudolf Steiners und stellten der traditionellen Schule eine völlig anders geartete Schule zur Seite: eine Schule, die kompromißlos vom Wesen des Kindes Lehrplaninhalt und Unterrichtsmethodik ablas, eine Schule, die in wunderbarer Weise die vorangegangenen Kulturen der Menschheit aufnahm, und die zugleich mit ihren starken künstlerischen und handwerklichen Einschlägen die Bildung des Intellektes durch die Erziehung von „Herz und Hand“ ergänzte. Sie brachte dadurch fruchtbare Zukunftsimpulse für die Schülergeneration, die in den ersten beiden Jahrzehnten seit 1919 die Waldorfschule in Stuttgart durchlief und auch die schon bald danach gegründeten Schulen in Berlin, Hamburg, Hannover, Kassel, Breslau, Dresden, Basel, Zürich, Den Haag, London, New York und Oslo.

*) Erschienen unter dem Titel „75 Jahre Waldorfschulpädagogik“ in Heft Nr. 78 (3. Quartal 1994) der Mitteilungen der Freien Waldorfschule am Kräherwald, Stuttgart.

Das war eine Ausdehnung, die diejenige aller pädagogischen Bewegungen, deren Ausbreitung auf freiwilliger Basis erfolgte, übertraf, und doch wurde sie noch von der Ausdehnungswelle überflügelt, die nach der Verbotszeit durch den Nationalsozialismus, also nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte und in mehreren Wellen die Waldorfschulpädagogik zu ihrem heutigen Umfang mit mehr als 600 Schulen auf allen fünf Kontinenten geführt hat.

✳

Vergleicht man die zweite Gründerzeit der fünfziger, sechziger Jahre mit der von 1919, dann kann einem ein schwerwiegender Unterschied auffallen.

Die erste Waldorfschule wurde 1919 aus der Bewegung heraus begründet, mit der Rudolf Steiner einen wahrhaftigen politischen Neubeginn versuchte: der Bewegung für die Dreigliederung des sozialen Organismus. Nach dem politischen und weltanschaulichen Zusammenbruch der mitteleuropäischen Mächte im Weltkrieg 1914/18 waren neue Gedanken für das Zusammenleben der Menschen nötig, neue realistische Ideen für die Gestaltung von Staat und Gesellschaft. In seinem „Aufruf an das deutsche Volk und an die Kulturwelt“, in zahllosen Versammlungen, Vorträgen, Betriebsratssitzungen, Diskussionen, Aufsätzen, Zeitungsartikeln und in seiner Schrift „Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und der Zukunft“ erläuterte Rudolf Steiner ebenso kämpferisch wie geduldig unermüdlich seine Gedanken. Bei vielen Menschen stießen sie auf Interesse; bei Emil Molt aber entzündeten sie ein Feuer mitreißender Begeisterung, mit dem er seine Waldorfschule gründete und trotz größter Schwierigkeiten wirtschaftlicher Art am Leben erhielt, auch als sie längst dem Status einer werkseigenen Schule entwachsen war.

In der Ur-Waldorf-Lehrerschaft war ein Bewußtsein von diesem kulturellen Boden der Dreigliederung sehr wohl vorhanden, auf dem die neue Pädagogik erst möglich geworden war. Viele Lehrer stellten sich darum der Verbreitung der Dreigliederungsidee zur Verfügung. Sie hielten neben ihrer Lehrertätigkeit und neben der Aufbauarbeit von Schule, Lehrerseminar und Schulbewegung Vorträge und Versammlungen, die überall in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie in anderen Ländern von den entstehenden „Ortsgruppen des Bundes für die Dreigliederung des sozialen Organismus“ veranstaltet wurden. Auch in den Unterricht floß ein, wie die Ideale der französischen Revolution ihren wirklichen, widerspruchslosen Sinn erst finden, wenn sie den drei Gebieten zugeordnet werden, aus denen das soziale Leben besteht: dem Wirtschaftsleben, dem staatlich-rechtlichen Leben, dem Geistesleben. Diese drei Gebiete müssen auseinandergegliedert werden und sich getrennt verwalten, weil sie verschiedenen Prinzipien entspre-

chen und weil die Arbeit in ihnen von verschiedenen Idealen geleitet werden muß: Im Geistesleben muß Freiheit herrschen, im staatlich-rechtlich-politischen Leben Gleichheit, im Wirtschaftsleben dagegen Brüderlichkeit.

Sehr viel weiter sind die Unterweisungen in der Schule allerdings nicht gediehen. Die Forderung Steiners, daß eine moderne Soziallehre unbedingt ein fester Bestandteil des Lehrplans werden müsse, blieb unerfüllt.

✳

Die Neubegründung der Waldorf- und Rudolf-Steiner-Schulen nach dem Zweiten Weltkrieg schloß an die erfolgreiche pädagogische Arbeit der Vorkriegsjahre an. Neben der starken, vielseitigen künstlerischen Ansprache der Schüler war es in der Oberstufe die goetheanistisch-geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise der Literatur, der Geschichte und der naturwissenschaftlichen Fächer, besonders der Biologie und Geographie, in gewisser Weise auch der Chemie, der Physik und der Mathematik. Hinzu kam an vielen Schulen eine verstärkte Betätigung auf verschiedenen handwerklichen Gebieten. An manchen Schulen entwickelten sich darüber hinaus spezielle Schwerpunkte: Kombinationen von Schule und Berufsausbildung, Einblicke durch Schulpraktika in Land- und Forstwirtschaft, Industrie sowie in den Therapie- und Sozialbereich; klassenübergreifende Arbeitsgemeinschaften; größere Jahresarbeiten u. a.

Die Vertreter von Kunst und Wissenschaft in der Waldorfschullehrerschaft haben Großartiges geleistet, das weit über den „Waldorfbereich“ hinaus befruchtende Wirkung entfaltet. Aber es blieb im wesentlichen Betrachtung des Geisteslebens. Wirtschaft, Politik: diese Gebiete werden im Rahmen des Geschichtsunterrichtes behandelt, das heißt vorwiegend unter historischem Blickwinkel. Einen Sozialkundeunterricht als selbständiges Fach gibt es natürlich überall als Vorbereitungsunterricht für Abitur, Fachhochschulreife und Realschulabschluß. Darin wird behandelt, in welcher Sozialordnung wir leben und wie sie funktioniert. Umfang, Schwerpunkte, Auswahl und damit auch Sichtweise des Stoffes werden dabei von den jeweiligen staatlichen Lehrplänen bestimmt, die für die Prüfungen maßgebend sind. Entsprechend fällt der Unterricht aus. Das darin Gelernte begleitet dann die Schüler ins Leben – und es muß in ihren Augen den Wert einer Mitgift annehmen.

Was die behandelten Fakten betrifft; die können als ein „Teil 1“ eines zukünftigen Sozialunterrichtes betrachtet werden. Auswahl und Sichtweise aber erfordern dringend einen „Teil 2“, wenn nicht alles, was in der Unterstufe auf echte Mitmenschlichkeit angelegt wurde, im Bewußtsein der Examinierten ausgelöscht werden oder – noch schlimmer – als lebensfremde Waldorfidylle erscheinen soll.

Geht man vom Ist-Zustand unseres gegenwärtigen marktwirtschaftlichen Lebens aus, dann muß in der Tat vieles lebensfremd erscheinen, was die Kinder in der Waldorfschule lernen. In einer Gesellschaft, die im Grunde alles auf den Egoismus aufbaut, in der nicht nur Güter, sondern beinahe alles zu käuflicher Ware gemacht worden ist und seinen Wert durch seinen Kaufpreis erhält, und in der Werte, die keinen Marktwert besitzen, immer mehr Menschen immer überflüssiger erscheinen, in der haben natürlich Begriffe wie Dankbarkeit und Liebe, Schönheit und Güte, Geschenk und Opfer, Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit für den „normalen" Menschen keinen Platz und keinen realen Wert. „Das Leben ist hart. Die Kinder müssen darauf rechtzeitig vorbereitet werden. Mir ist auch nichts geschenkt worden!" So sagen einem sinngemäß immer wieder Väter, die gleichzeitig diesen Zustand angeblich bedauern. Durch Anpassung ändert man ihn aber nicht. Wenn überhaupt, dann ändert man ihn dadurch, daß man zunächst sich und seine Ansichten und dann sein Handeln ändert. Im zitierten Fall müßten die Väter ihre Ansicht ändern, denn sie sind absolut im Irrtum! Ihnen ist nämlich sehr wohl vieles geschenkt worden, sogar sehr vieles: zunächst ihr Leben; ihr Aufwachsen in einem sozialen Umfeld, in dem sie lernten, sich aufzurichten, in dem sie ihre Muttersprache lernten, in dem sie durch die Aufnahme von mehr oder weniger Kultur ihres Vaterlandes lernten, Vorstellungen zu bilden und schließlich zu denken. Ist das alles etwa nichts? Es wird ganz schlicht verdrängt von Menschen, deren Bewußtsein biographisch gewissermaßen an dem Punkt beginnt, an dem ihr Egoismus sich ausgebildet hatte. Es ist dann zwar konsequent, im Egoismus die Hauptantriebskraft des menschlichen Lebens und damit des sozialen Lebens zu sehen, aber es entspricht nicht der Wahrheit, und das soziale Klima, das die Vergötterung des Egoismus schafft, wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kälter.

Schon dieses eine Beispiel kann zeigen, wie notwendig ein zweiter Teil der Sozialkunde ist. In ihm muß herausgearbeitet werden, welche große, auch volkswirtschaftliche Bedeutung das Schenken hat. In ihm ist zu erarbeiten, wie es etwa volkswirtschaftlich verheerend wirkt, daß die menschliche Arbeitskraft wie eine käufliche Ware behandelt wird, oder daß Grund und Boden als eine Ware behandelt wird. In ihm ist sehr vieles zu erarbeiten und richtigzustellen!

Alle solche Fragen bleiben den Waldorfschülern bisher eben so unbekannt wie den Schülern aller anderen Schulen. Es bedeutet etwas Schlimmes: daß die Schüler passend zur derzeit gültigen Sozialordnung erzogen werden, anstatt daß sie so erzogen werden, daß sie später in der Lage sind, eine ihnen gemäße Sozialordnung zu schaffen. Eine Folge ist die „Null-Bock-Haltung"; aber den Zusammenhang stellen wir nicht fest.

Eigentlich darf es uns Lehrer nicht verwundern, daß nur so vergleichsweise wenige Waldorfschüler später ihre Berufstätigkeit bewußt unter die Ge-

sichtspunkte stellen, unter denen vor 75 Jahren die Waldorfschulbewegung begann, damals als eine Antwort auf die Nöte der Gegenwart von 1919, aber zugleich zukünftig genug, um auch heute – und noch lange! – Richtlinien-charakter zu haben. Es werden zum Beispiel viele Waldorfschüler Lehrer, und zwar Lehrer an staatlichen Schulen, die dann ihre eigenen Kinder einer Waldorfschule anvertrauen. Wie dem Nachforschenden immer wieder versichert wird, geschieht das hauptsächlich aus zwei Gründen: Die Arbeit als Waldorfschullehrer ist anstrengender als die des Lehrers an einer staatlichen Schule, und sie ist schlechter bezahlt. Beides ist richtig. – Und doch: Welche Argumentationsebene! Denkt so, wer Ideale hat? Wer sein Leben in den Dienst einer großen Sache stellen will? Denkt so, wer sich nicht nur seinem Kinde, sondern *dem* Menschen verpflichtet weiß?

✳

Die Waldorfschulbewegung hat außerordentliches geleistet. Von den Gedanken Rudolf Steiners und ihrer Lehrer, insbesondere zur Dreigliedrigkeit der menschlichen Organisation, der Tiere und Pflanzen, ist – selbst von ihren Gegnern – mehr aufgegriffen worden, als man denkt und als zugegeben wird. Umgekehrt aber hat die Waldorfschulbewegung auch außerordentliches versäumt. Von den Gedanken Rudolf Steiners zur Dreigliederung des sozialen Organismus ist – selbst von ihren Anhängern – weniger aufgenommen worden, als man denkt und als zugegeben wird. Es ist darum in der Bevölkerung noch immer kein Boden vorhanden, auf dem entsprechende Initiativen aufgebaut werden könnten. Die Neuorientierung des politischen Denkens weiter Kreise gelang 1919 nicht, trotz eines enormen Einsatzes; zu stark waren in allen Lagern noch die konservativen Kräfte.

26 Jahre später, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, gelang sie auch nicht. Der enorme Aufschwung, den die Waldorfschulbewegung nahm, zeigt, wie stark ihre Pädagogik unterschwellig weiter gewirkt hatte, trotz der acht Verbotsjahre und trotz der hohen Verluste unter Soldaten und Zivilisten. Die Gedanken über die Dreigliederung des sozialen Organismus hätten zweifellos ebenfalls eine starke Resonanz auf entsprechende Initiativen gezeigt, wenn sie in der Schulzeit angelegt worden wären. So aber trafen die vereinzelt im Kleinen unternommenen Ansätze zu sozialen Reformen einfach auf zu wenig Verständnis.

Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes 1989 in Mitteldeutschland erfuhren die Gedanken der Dreigliederung ebenfalls so gut wie keine Neubelebung. Die Schulgründungen – im wesentlichen von Menschen besorgt, die nach 1945 Schüler und Studenten waren – erfolgten jedenfalls (wie etwas später und auch jetzt noch diejenigen in den anderen ehemals kommunistisch regierten Staaten) nicht aus ihrem Geiste, vielleicht

muß man sogar sagen: ohne ihre Kenntnis. Selbst dann, wenn heute damit begonnen würde, die Schüler unserer Waldorfschulen mit den Gedanken der Dreigliederung des sozialen Organismus bekanntzumachen, würde es wenigstens ein Jahrzehnt dauern, bis ein Boden bereitet wäre, auf dem menschengemäßere Sozialformen aufgebaut werden könnten. Unser Jahrhundert wird es also selbst im günstigsten Falle nicht mehr erleben.

Die ungemein große Sensibilität der Menschen, die unter dem Kommunismus jahrzehntelang leben mußten, gegenüber allen Fragen, die mit dem Begriff „sozial" irgendwie in Verbindung stehen, steht einer sachgemäßen Erörterung aller sozialkundlichen Fragen und jeder dreigegliederten Sozialgestaltung ebenso im Wege wie das träge Besitzstandsdenken westlicher „sozialmarktwirtschaftlicher" Sozialordnungen. Es wird daher immer schwerer, aus dem Dickicht der falschen Gedanken, Vorstellungen und Einrichtungen des öffentlichen Lebens herauszufinden; der Prozeß der Umschmelzung des Denkens und der Empfindungen auf dem Gebiet alles Sozialen dauert daher auch um so länger, je später er begonnen wird, und er verlangt immer mehr Einsatz.

✳

In der gegenwärtigen Situation der Waldorfschulbewegung muß ein Rückblick auf ihre ersten 75 Jahre ein Nachruf bleiben, wenn wir nicht den Blick in die Zukunft richten. Aus Begeisterung und aus Sorge müssen wir uns sagen: Wenn die von Rudolf Steiner geforderte Sozialkunde nicht von uns erarbeitet wird, wenn sie als Aufgabe und als innere Existenzgrundlage für alle von uns nicht ernst genommen wird, und wenn sie nicht von uns zu einem festen Bestandteil unseres Lehrplanes gemacht wird: dann hat die Waldorfschulbewegung als kulturerneuernder Strom keine große Zukunft mehr. Anders ausgedrückt: Wenn die Waldorfschulbewegung ein Jahrhundert überdauern soll, dann liegt in einer modernen, geisteswissenschaftlich begründeten Sozialkunde der Schlüssel dazu. Sie aufzubauen ist also die Zukunftsaufgabe für uns Lehrer, die wir die Schulbewegung tragen.

75 Jahre Waldorfschule

Volker Seelbach

Die Waldorfschule in Stuttgart auf der Uhlandshöhe kann in diesem September auf ein Dreiviertel Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken. Dieses lokale Fest wird weltweit gefeiert werden; denn mit ihrer Gründung wurde ein neuer Schultyp buchstäblich zur Welt gebracht, dem schon bald weitere Gründungen in Deutschland und den benachbarten europäischen Ländern folgten. Inzwischen ist daraus eine weltweite, kräftig wachsende pädagogische Bewegung mit vielen hundert Schulen auf allen Kontinenten geworden.

Was ist ihr Erfolgskonzept? Steht eine Strategie dahinter? Warum sehen Eltern in ihr die adäquate Schule der Gegenwart? Kann eine Schulform, die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg konzipiert wurde, die großen Probleme unserer Zeit, der Jahrtausendwende, meistern helfen? Viele Fragen – nicht nur von kritischen Beurteilern – stellen sich heute an diese Schulbewegung.

Es sei gleich gesagt, daß das enorme Wachstum dieser Schulbewegung selbst große Probleme beschert, da sie in keiner Weise darauf eingerichtet ist. Es gibt kein Management, das die Schulen verwaltet oder führt oder die Expansion etwa plant, wie immer wieder von Gegnern behauptet wird. Der Motor für das Wachstum ist einzig und allein die *Nachfrage der Eltern* in Ost und West, in Europa oder Afrika.

Wenn auch keine zentrale Administration die Schulen verwaltet, geben sie sich trotzdem relativ einheitlich: Ihre Neubauten erkennt man sofort am Baustil; ihre farbigen Klassenzimmer, ihre Mehrsprachigkeit von der 1. Klasse an oder der breite Raum, den musische und handwerkliche Fächer einnehmen, zeichnen alle Schulen aus, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Wie wird die Einheitlichkeit der Waldorfschulen gewahrt? Als Beispiel diene Deutschland. Jede der über 140 Schulen ist völlig autonom, das heißt sie verwaltet sich wirtschaftlich, rechtlich und vor allem pädagogisch selbständig. Der Lehrplan der zwölfjährigen Schulzeit ist so abgefaßt und wurde seinerzeit von dem geistigen Schulgründer, *Rudolf Steiner*, in Seminaren und Konferenzen so entwickelt, daß das Menschenbild für jeden Altersabschnitt und für jedes Lehrfach *durch*leuchtet. Dadurch hat der einzelne Lehrer die Freiheit in seiner Arbeit mit der Klasse selbst die Schwerpunkte zu setzen, wie er sie für nötig hält. Es gibt also keine „Curricula“ im engeren Sinne, sondern *Lehrplan-Anregungen*. Es gibt auch keine Lehrplan-Überwachung durch Direktoren oder direktive Gremien, wohl aber den regen

Austausch der Lehrer untereinander in der wöchentlichen „Pädagogischen Konferez“ der einzelnen Schule, in regionalen oder auf Fachtagungen und in übergreifenden, auch internationalen Waldorflehrer-Treffen. Der Austausch umfaßt pädagogische, organisatorische und andere Fragen ebenso wie Zeit- und Trendanalysen oder wichtiges Aktuelles, vor allem aber immer wieder das Studium der anthroposophischen Menschenkunde. Diese bildet das geistige Rüstzeug zum Verständnis und zur Umsetzung des Lehrplans in lebendigen Unterricht und zum verständigen Umgang mit Kindern und Jugendlichen. Gegen die Gefahr, durch zu einseitiges Studium der Menschenkunde in eine ideologische Erstarrung zu geraten, hilft der intensive Kontakt mit Eltern und anderen im Leben stehenden Menschen, der allein schon durch die Selbstverwaltung ständig erforderlich ist.

Die autonome Führung der Schule, die lediglich unter der Aufsicht, nicht aber unter der Verwaltung der staatlichen Schulbehörde steht, war ursprünglich von Rudolf Steiner in die Hände der Lehrer gegeben und hatte sich über Jahrzehnte in tradierten Formen bewährt und erhalten. Erst in den letzten fünf bis zehn Jahren, lange nachdem sich die staatlichen Schulen der Zusammenarbeit mit Eltern und älteren Schülern geöffnet hatten, gewinnen Eltern- und Schülerinitiativen zunehmend Einfluß auf die Selbstverwaltung der Schulen. Dieser Schritt, der die selbstverwaltete Schule erheblich mehr erschüttern kann als die fest in das Staatsgefüge integrierte, erfordert viel Mut, Takt und Besonnenheit aller Beteiligten und ist in Deutschland auf gutem Wege. Es soll nicht einfach eine Demokratisierung durch alle Gremien der Selbstverwaltung geschehen, sondern die Aufgaben sind z.B. nach Fähigkeiten, Zuständigkeiten etc. zu differenzieren, was an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann.

Weitere Änderungen, die in den letzten Jahren notwendig wurden, seien erwähnt. Obwohl sich die Waldorfbewegung von der Basis her organisiert und übergeordnete Gremien wie z.B. der „Bund der Freien Waldorfschulen“ in Deutschland lediglich koordinierende Funktionen haben, mußte 1993 eine Art Dachorganisation, die „Internationale Assoziation für Waldorfpädagogik …,“ gegründet werden. Diese Gründung erfolgte durch die Pädagogische Sektion am Goetheanum in Dornach/Schweiz im Verein mit verschiedenen Waldorfschul-Ländergremien, da „Waldorf“-Gründungen in Osteuropa wie Pilze aus dem Boden schossen, die z.T. außer dem Namen nichts mit einer Waldorfschule gemein hatten. Diesem behördlich anerkannten Komitee kommt damit eine Art Aufsichts-, Schutz- und Koordinierungsfunktion zu. Man möchte schon durch die Statuten verhindern, daß es sich zu einem Machtinstrument entwickelt, worauf vor allem aber die Delegierten der Schulen achten werden. Ein älterer, schon seit Jahren weltweit segensreich operierender Verband sei hier angeführt: „Die Freunde der Er-

ziehungskunst Rudolf Steiners“. Es ist eine reine Hilfsorganisation, die Gelder zur Finanzierung von Schulbauten, Sachkosten oder auch einmal zur Überbrückung fehlender Gehälter vor allem in den finanzschwachen Regionen der Welt mobilisiert.

Was tut sich aber an der Basis? Hat sich die Waldorfpädagogik ideell oder praktisch weiterentwickelt?

Heute unterrichten die Lehrergenerationen an Waldorfschulen, die weder Rudolf Steiner noch die von Rudolf Steiner berufenen ersten Waldorflehrer selbst erlebt haben. Wollte die Waldorfschule nur aus traditionellen Impulsen weiter existieren, verlöre sie bald alle innere Zugkraft. Die anthroposophische Menschenkunde nur wie ein Philologie-Studium betreiben zu wollen, könnte ebenfalls keine lebendige Pädagogik hervorbringen. Trotzdem sind beide Quellen nötig, sie müssen aber innerlich lebendig werden wie der Umgang mit Kindern und Jugendlichen. Dazu dient das ständige pädagogische, seminarartige Kollegengespräch in der Pädagogischen Konferenz; es gilt, Studium und Lebenserfahrung miteinander lebendig zu verbinden. Der Lehrer selbst ist der ständige Lernende, der nur dadurch den Entwicklungsprozeß der ihm Anvertrauten adäquat begleiten kann. Daß dies für den Lehrer als Wissensvermittler allgemein eingesehen wird, reicht für die Waldorfpädagogik nicht aus. Da der ganze Mensch in seiner Entwicklung gefördert werden soll, – es ist das Hauptanliegen der Waldorfpädagogik –, ist der Waldorflehrer aufgerufen, diese in der heutigen Zeit höchst unbequeme Aufgabe ständig an sich selbst zu leisten. Hier liegt der zentrale Punkt, der über Fortbestand, Weiterentwicklung oder Rückgang der Waldorfschulen entscheidet.

Der Blick in die Zukunft ist mit Sorge erfüllt, denn an den Waldorflehrer-Seminaren ist die Zahl der Studierwilligen rückläufig, der *Bedarf* an Lehrern aber steigend. Der Not gehorchend, werden oft arbeitslose „waldorfwillige“ Lehrkräfte in die Schulen aufgenommen, um den Unterrichtsbedarf zu decken. Reicht die Assimilationskraft der Kollegien, um diese auch früher schon praktizierte Form des Waldorflehrer-Werdens zu verkraften? Dann ist es richtig, vom Leben für das Leben zu lernen, besonders wenn diese Assimilationszeit mit entsprechenden Seminarveranstaltungen vor Ort oder auch in den entsprechenden Waldorfseminaren begleitet wird.

In der heutigen Zeit, die zunehmende Tendenzen der Bürokratisierung, Technisierung und Mechanisierung auf allen Lebensgebieten aufweist, fällt es dem einzelnen Menschen immer schwerer, sich als *denkendes, fühlendes und wollendes Individuum* zu verwirklichen. Diese *Menschenentwicklung aber zu fördern, ist die Waldorfschule aufgerufen*. Sie kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie selbst in sich diese Menschenbildung lebendig pflegt, fördert, ermutigt. Dann mag ihr noch eine lange Zeit des notwendigen kulturerneuerden Wirkens und Wachsens zukommen!

70 Jahre Heilpädagogik[1]

Klaus Schmitt

Vor 75 Jahren wurde in Stuttgart die *erste Waldorfschule* eröffnet. Ein Jubiläum, das über die Grenzen Baden-Württembergs hinaus starke Beachtung fand.

Weniger Aufsehen erregte ein weiterer – nicht minder bedeutungsvoller – Gedenktag. Auch dieser ist auf *Rudolf Steiner und seine Menschenkunde* – und auf das daraus resultierende Bemühen um eine menschengemäße Förderung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit geistiger Behinderung oder schweren Verhaltensstörungen zurückzuführen. Für sie wurden besondere Einrichtungen, Schulen, Heime, Werkstätten und Arbeits- und Lebensgemeinschaften geschaffen, in denen sie die ihnen gemäße Zuwendung für ihre Entwicklung und für ihr Menschsein erfahren.

So können wir in diesem Jahr auf *70 Jahre anthroposophische Heilpädagogik* zurückblicken. Dieser Jahrestag soll zum Anlaß genommen werden, skizzenhaft etwas von der Entstehung, dem Werdegang und der menschenkundlichen Methode dieser Heilpädagogik zu berichten.

Ein Rückblick auf 70 Jahre anthroposophischer Heilpädagogik muß notwendigerweise dort beginnen, wo in der *Biographie Rudolf Steiners* die Keime des heilpädagogischen Bemühens zu finden sind.

Rudolf Steiners Lebensweg begann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, jenes Jahrhunderts, das wir auch als das vom Materialismus geprägte Jahrhundert bezeichnen können. In die letzten Jahrzehnte dieses 19. Jahrhunderts wurde Rudolf Steiner hineingeboren und fand sich von Anfang an der Technik und ihren Auswirkungen auf den Menschen gegenübergestellt. Durch den Beruf des Vaters, der Angestellter der Österreichischen Südbahn war, erlebte er sehr früh die Faszination des technischen Fortschritts im allgemeinen – und auf sein eigenes Wesen im besonderen.

Allerdings darf auch die andere Seite im Leben seiner Kindheit nicht unerwähnt bleiben. Die Menschen waren zu jener Zeit noch inniger mit der Natur und ihren Rhythmen verbunden, als das heute der Fall ist. So spielte sich Rudolf Steiners Kindheit zwischen den beiden Polen der Technik und dem Naturleben ab, wobei sich durch seine besondere Sensibilität die Erlebnisse und Erfahrungen tief in sein Wesen einprägten. Es ist bemerkenswert, daß Menschen seiner Umgebung – sei es sein Vater, Lehrer, Priester, Ärzte,

[1] Nach einem vor den Eltern und Freunden der Kinder des Heilpädagogischen Instituts für Seelenpflege-bedürftige Kinder in Eckwälden/Bad Boll gehaltenen Vortrag.

Heilkundige, später Professoren der Technischen Hochschule in Wien oder während seiner Kindheit die Dorfbewohner mit ihren verschiedenen Fähigkeiten und Berufen im Leben Rudolf Steiners immer an zentraler, bedeutungsvoller Stelle auftauchten. Er hatte die Fähigkeit, das Besondere am Menschen – nicht nur die Oberfläche, sondern das Wesentliche, Charakteristische des Individuums – wahrzunehmen.

So erlebte er in seinem Heimatdorf als Sechsjähriger einen Mann von etwa dreißig Jahren, der auf Krücken gehen mußte, weil sein Körper den schweren Kopf nicht tragen konnte. Er hatte einen Hydrocephalus. Dieser behinderte junge Mensch wirkte auf den kleinen Rudolf Steiner sehr eindrücklich, weil er ihn einerseits als unglaublich gescheit erlebte – er hatte schon kleinere Erfindungen gemacht – und andererseits konnte man viel von ihm erfahren, und seine Urteile waren von großer Milde. Diese Milde entströmte seinem Wesen ebenso wie die Kräfte, die seinen großen Kopf bildeten.

Wie der dreißigjährige Hydrocephalus, so lebten in vielen Dörfern und Kleinstädten auch andere Menschen mit einer Behinderung, die von den Bewohnern mit Verständnis aufgenommen waren – sie waren einfach *Kinder des ganzen Dorfes.*

Pädagogisch-heilpädagogisch wurde Rudolf Steiner dann tätig, als er 1884 erneut einen Menschen mit einem Hydrocephalus begegnete, dessen Erziehung er dann aufgetragen bekam. Er studierte damals an der Technischen Hochschule in Wien und war als Hauslehrer tätig. Er kam in Kontakt mit einer Kaufmannsfamilie aus dem Großbürgertum und wurde beauftragt, die drei Knaben der Familie zu unterrichten. Der jüngste Sohn bereitete den Eltern große Sorgen, sie zweifelten an seiner Bildungsfähigkeit. Doch es gelang Rudolf Steiner den Knaben so weit zu fördern, daß er sogar das Gymnasium besuchen konnte und später Zahnarzt wurde.

Vierzig Jahre später (1924, ein Jahr vor seinem Tod) begegnete Rudolf Steiner erneut einem hydrocephalen Kind, es war noch ein Säugling. Nun konnte er aus der Fülle seiner Erfahrungen und aus seinen Geistesforschungen heraus auf die menschenkundlichen Aspekte dieser Krankheit – aber auch auf andere pathologische Erscheinungen – hinweisen und den Ratsuchenden helfen.

Drei wichtige Begegnungen mit Seelenpflege-bedürftigen Menschen finden sich also in der Biographie Rudolf Steiners (1861–1925).

Am *18. Juni 1924 – also vor 70 Jahren* – besuchte Rudolf Steiner auf dem *Lauenstein bei Jena das erste Heim,* in dem Kinder mit Behinderungen von jungen Menschen, die aus dem Geiste der Anthroposophie heraus helfend tätig sein wollten, betreut wurden. Nur einen Tag konnte er damals auf dem Lauenstein verweilen, aber er versuchte in dieser kurzen Zeit den jungen Er-

ziehern und Lehrern mit vielfältigen Hinweisen und Anregungen hilfreich zur Seite zu stehen. Gleichzeitig gab er dem Heim auf dem Lauenstein den Namen, den heute noch viele heilpädagogische Einrichtungen tragen:

Heil- und Erziehungsinstitut für
Seelenpflege-bedürftige Kinder

Daß Rudolf Steiner die Menschen mit einer Behinderung Seelenpflege-bedürftig nannte, zeugt von seinem tiefen Verständnis für das menschliche Wesen, nahm er ihnen doch damit das früher herrschende Stigma des Ausgestoßenseins.

Damals wie heute scheuen sich die in der Heilpädagogik tätigen Erzieher und Lehrer nicht, behinderten Menschen Entwicklungshilfe angedeihen zu lassen im Sinne der Erweckung und Pflege der in *jedem Menschenwesen* schlummernden Fähigkeiten und Kräfte.

So gilt also der *18. Juni 1924 als der Geburtstag der Anthroposophischen Heilpädagogik.*

70 Jahre Heilpädagogik bedeutet das Werden und Wachsen einer Bewegung von Mitteleuropa ausgehend über die ganze Erde hinweg. Heilpädagogische Einrichtungen entstanden in Amerika ebenso wie in Afrika, Asien und Australien. Auch in Ost- und Südosteuropa sind Stätten der Seelenpflege im Aufbau.

Am 18. Juni 1924 hatte Rudolf Steiner das Heim auf dem Lauenstein besucht. Bereits eine Woche später hielt er vor cirka zwanzig Menschen in *Dornach* in der Schweiz einen Vortragszyklus, den *Heilpädagogischen Kurs.* Dieser Vortragszyklus umfaßt zwölf Vorträge. Die ersten fünf Vorträge enthalten allgemeine Aussagen zur *Menschenkunde Seelenpflege-bedürftiger Kinder und Jugendlicher,* und es werden auch einzelne Krankheitsbilder (z.B. Epilepsie) geschildert. – In den folgenden Vorträgen (VI – XII) werden Kinder mit ihren besonderen Symptomen vorgestellt und besprochen.

Unter den Teilnehmern des Heilpädagogischen Kurses befanden sich neben den drei jungen Heilpädagogen, die das Institut auf dem Lauenstein gegründet hatten, noch zwei weitere Persönlichkeiten, die *Träger des heilpädagogischen* Impulses waren. Es waren dies *Frau Dr. med. Ita Wegmann,* die das Klinisch-Therapeutische Institut in Arlesheim (bei Dornach) gegründet hatte, und *Dr. Karl Schubert,* der Lehrer der Hilfsklassen an der Waldorfschule Uhlandshöhe in Stuttgart.

Bereits im September 1923 war ein entwicklungsbehindertes Kind aus Amerika nach Arlesheim zu Frau Dr. Wegmann gekommen. Es sollte im

Klinisch-Therapeutischen Institut gefördert werden. Mit ihm begann das heilpädagogische Wirken in Arlesheim, Schweiz.

Schon im Jahre 1919 war die erste Waldorfschule in Stuttgart eröffnet worden, die von Rudolf Steiner, zusammen mit dem Direktor der Stuttgarter Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik, *Emil Molt,* begründet wurde. Damit sollte den Kindern der Arbeiter eine bessere Bildungschance gegeben werden. Man hatte das Ziel, die gesunden und fördernden Kräfte im Menschen im Erziehungswerk der neu gegründeten Waldorfschule lebendig werden zu lassen.

Bereits ein Jahr später wurde an dieser Waldorfschule eine Hilfsklasse, heute würde man sie als Förderklasse bezeichnen, eingerichtet. Rudolf Steiner übergab die Führung dieser Klasse dem Wiener Pädagogen *Dr. Karl Schubert.* Dieser unterrichtete Kinder mit einer Entwicklungsverzögerung. Dabei war zunächst angestrebt, die Schüler nur vorübergehend aus ihrem Klassenverband herauszulösen und sie in der Hilfsklasse zu unterrichten. Sie sollten nach einiger Zeit wieder in den Klassenverband zurückkehren. Allmählich gewann aber die Hilfsklasse eine gewisse Eigenständigkeit, zumal in ihr auch Kinder und Jugendliche unterrichtet wurden, die nicht aus den Klassen der Waldorfschule, sondern von außerhalb kamen.

Drei Kristallisationszentren standen also vor 70 Jahren am Beginn der anthroposophischen heilpädagogischen Bewegung:

1920 die *Hilfsklasse an der Waldorfschule* Uhlandshöhe in Stuttgart (Dr. Karl Schubert),

1923 das *Klinisch-Therapeutische Institut* in Arlesheim (Frau Dr. Ita Wegmann),

1924 das *Heil- und Erziehungsinstitut für Seelenpflege-bedürftige Menschen* auf dem Lauenstein bei Jena (Albrecht Strohstein, Siegfried Pickert und Franz Löffler).

In den folgenden Jahrzehnten wuchs die Anzahl der Einrichtungen rasch. Es folgten Gründungen in Deutschland, in den Niederlanden, in England, in Finnland, in der Schweiz. – In der Zeit der Nationalsozialisten wurden die heilpädagogischen Heime fast alle geschlossen. Nur das *Heil- und Erziehungsinstitut Eckwälden bei Bad Boll* (Landkreis Göppingen) blieb bestehen. Dr. Karl Schubert zog sich mit seiner Klasse in eine Privatwohnung zurück und überlebte mit seinen Schülerinnen und Schülern die Jahre der Nazi-Herrschaft.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden rasch wieder neue Einrichtungen in ganz Deutschland gegründet. Während die Heime und Schulen in der Bundesrepublik expandierten und durch ihre auf der Menschenkunde Rudolf Steiners basierende Pädagogik und die geleistete Arbeit große Anerkennung erfuhren, mußten die *Einrichtungen in der ehemaligen DDR wieder*

schließen. – Seit 1990 entstehen auch *in den neuen Bundesländern* wieder Einrichtungen, die auf der *anthroposophischen Menschenkunde gründen.*

Als Rudolf Steiner im Jahre 1884, wie schon auf Seite 23 erwähnt, in Wien den hydrocephalen Jungen zur Erziehung anvertraut bekam, gelang es ihm, durch seine intensive Beschäftigung mit dem Seelenwesen des Kindes, die Individualität des Knaben zu entwickeln.

Unter drei Voraussetzungen gelang dieses Vorhaben:

1. Rudolf Steiner erbat sich von den Eltern nicht nur *die Unterrichtung,* sondern auch *die Erziehung* des Knaben selbst übernehmen zu dürfen. Darüber hinaus war die Beziehung zwischen dem Hauslehrer Rudolf Steiner und den Eltern geprägt durch ein hohes Maß an Vertrauen (besonders von Seiten der Mutter).

2. Es gelang Rudolf Steiner, den Knaben zu einer liebevollen Anhänglichkeit zu bringen, so daß durch den bloßen Umgang mit ihm die schlummernden Seelenfähigkeiten zum Erwachen gebracht werden konnten.

3. Rudolf Steiner konnte den Unterricht frei gestalten. Durch die besondere Seelenkonfiguration des Knaben (selbst geringe geistige Anstrengungen bewirkten Kopfschmerz, Herabstimmung der Lebensaktivität, Blaßwerden, besorgniserregendes Verhalten) mußten besondere individuelle Unterrichtsmethoden ersonnen werden. Das bedeutete eine sehr intensive Vorbereitung des Unterrichts, es mußte bei ihm in der *geringsten Zeit* und mit möglichst *wenig Anspannung* der geistigen und körperlichen Kräfte *ein Höchstmaß an Leistungsfähigkeit* erzielt werden. Eine große Rolle spielte dabei auch die *Reihenfolge der Unterrichtsfächer* sowie eine *Bewegungstherapie,* bei der die Bewegung der Gliedmaßen stark angeregt und geübt wurde.

Diese drei Grundvoraussetzungen gelten auch heute noch in hohem Maße. Ohne das Vertrauen der Eltern in Erzieher und Lehrer, ohne die liebevolle Anhänglichkeit der zu entwickelnden Kinder und ohne die besondere Gestaltung des Unterrichts bis hin zur Zusammenstellung des Stundenplans ist Heilpädagogik nicht möglich.

Die drei Grundvoraussetzungen sind aber auch die Basis für die Schaffung des *therapeutischen Milieus* in den Einrichtungen für Seelenpflege-bedürftige Kinder. Es ist notwendig in unserer Zeit der immer auffälliger werdenden Kinder, *eine Hülle zu schaffen,* in der die Kinder eine Atmosphäre finden, in der sie sich wohl und geborgen fühlen, in der sie gedeihen können, in der ihr Interesse geweckt und sie ohne Druck und Zwang unterrichtet werden können.

Dieses therapeutische Milieu – gemeint ist der Zusammenklang von Räumlichkeiten, Therapie-Angeboten und menschlicher Zuwendung – darf

nicht in die einzelnen Bereiche aufgeteilt sein, sondern muß als Gesamtwerk das Kind in seiner Ganzheit aufnehmen.

Rudolf Steiner spricht in seinen pädagogischen Vorträgen nicht von Erziehungs*wissenschaft,* sondern von Erziehungs*kunst,* deshalb ist das therapeutische Milieu auch *nicht* nach wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern unter *künstlerischen Gesichtspunkten* gestaltet. Dies gilt um so mehr für die Einrichtungen, in denen Seelenpflege-bedürftige Menschen erzogen und unterrichtet werden.

Für den Erzieher und Lehrer bedeutet das, sich mit dem Wesen der ihnen anvertrauten Kinder bekannt zu machen und die Grundhaltung zu entwickeln, daß sich die Kinder und Jugendlichen durchaus nicht den Vorstellungen der Erwachsenenwelt anzupassen haben, sondern daß es notwendig ist, das Individuelle des Einzelwesens zu erlauschen, seine Fähigkeiten zu erkennen und diese fruchtbar zu machen.

Es zeigt sich immer wieder, daß Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung aus ihrem eigenen Wesen heraus wesentlich sozialer gesinnt sind als manches sogenannte *normale* Kind, *normaler* Jugendlicher. Wenn es unsere Gesellschaft lernen würde, unbefangen, ohne Vorurteile auf Menschen mit einer Behinderung zuzugehen, dann könnte sie den menschlichen Aspekt einer Solidargemeinschaft wesentlich besser erkennen, besonders wenn sie unbefangen genug ist, diesen auch umzusetzen. – Menschen mit einer Behinderung tragen häufig Fähigkeiten in sich, die den Erziehern, Lehrern und den sie betreuenden Erwachsenen abgehen oder die sie sich erst mühsam erwerben müssen.

Es gilt, mit Gelassenheit die einzelnen Entwicklungsschritte der Schüler anzuschauen und sich unabhängig zu machen von vorgegebenen zeitlichen Fixpunkten. Zwar wird in den Schulen, in denen Seelenpflege-bedürftige Kinder und Jugendliche unterrichtet werden, nach dem auf der Menschenkunde basierenden Lehrplan der Waldorfschule gearbeitet, doch muß dieser in der Heilpädagogik eine Umwandlung erfahren, um den Schülern gerecht zu werden.

Nun hat Rudolf Steiner mit dem Waldorflehrplan nicht nur einen Fächerkanon für die Schulzeit angegeben, sondern der Lehrplan zeigt auch die *Entwicklungsschritte des Schulkindes* auf. Es werden die Gesetzmäßigkeiten aufgezeigt, die für *alle* Kinder gelten, auch wenn sie sich bei den Seelenpflege-bedürftigen Kindern und Jugendlichen hinter ihren individuellen Besonderheiten verstecken.

Der Lebenslauf des Menschen läßt sich in *Siebenjahresschritte* gliedern: Das *erste Jahrsiebt* ist die Zeit der Ausgestaltung des Erdenleibes. Der ererbte Leib wird von der menschlichen Individualität, die sich verkörpern will, ergriffen und entsprechend der in ihr wohnenden Bildekräfte umgestaltet.

Das Wesen des Kindes arbeitet plastisch und ist dabei doch für seine Umgebung so offen und sensibilisiert, daß es alles, was um es herum geschieht, aufnimmt und nachahmt. Dies gilt nicht nur für die Erlebnisse und Erfahrungen, die das Kind über die Augen, Ohren, Nase und Mund macht, sondern auch für den moralischen bzw. unmoralischen Gehalt der in den Worten und den Taten der Menschen seiner Umgebung liegt.

Das erste Jahrsiebent trägt in sich zwei große Zäsuren, die für Eltern und Erzieher von großer Bedeutung sind.

Die *erste* Zäsur liegt um das *dritte Lebensjahr*, wenn die Kinder beginnen, zu sich selbst **Ich** zu sagen. Sie sprechen dann nicht mehr in der dritten Person von sich, sondern sie beginnen sich zum ersten Mal als Persönlichkeit zu erleben. Damit lösen sie sich allmählich aus dem innigen Verbundensein mit ihrer Umgebung.

Die *zweite* Zäsur liegt um das *fünfte Lebensjahr,* wenn die Kinder ihre Trotzphase durchleben und damit eine noch deutlichere Distanzierung stattfindet. Den Abschluß des ersten Jahrsiebents bildet der Zahnwechsel, der *beginnende* Zahnwechsel, der sich in das zweite Jahrsiebent fortsetzt.

Das pädagogische Leitwort für *das erste Jahrsiebent* heißt *Nachahmung.* Jedes Kind ahmt nach, alles, bis hinein in die Seelenkonfiguration der es umgebenden Menschen.

Das pädagogische Leitmotiv für *das zweite Jahrsiebent*, das hier etwas näher betrachtet werden soll, heißt *Autorität,* liebevolle Autorität des Erziehers, des Lehrers. Gemeint ist Autorität, die um das Seelenwesen des Kindes weiß, die weiß, was in einem bestimmten Lebensabschnitt an Kenntnissen, an Wissen an den jungen Menschen herangebracht werden darf. Gemeint ist aber auch die Autorität, die nicht von oben herab auf das Kind oder den heranwachsenden Menschen schaut, sondern die wahrnimmt, wie das Kind sich abmüht, dem Lehrer zuliebe, der wiederum selbst voller Ehrfurcht und Staunen auf die Individualität des Kindes hinschaut und in seinem Innersten die Fragen bewegt: Wer bist du? Woher kommst du? Wie kann ich dir – mit meinen beschränkten Kräften – weiterhelfen?

Der Umgang mit heranwachsenden Kindern läßt die Frage nach dem menschlichen Schicksal aufkeimen. Dieser zentralen Frage ist nicht mit verkopfter Erziehungs*wissenschaft* zu begegnen, sondern nur mit Erziehungs*kunst.* Auf Menschen mit einer Behinderung trifft dies besonders zu.

Der *Lehrplan der Waldorfschule* zeigt auf, welches Unterrichtsfach in welchen Lebensabschnitt gehört. Dabei erlangt die Frage nach der *Seelenverträglichkeit* der verschiedenen Fächer und Wissensgebiete eine große Bedeutung, denn Lehrinhalte dürfen nicht nur einseitig nach Gesichtspunkten des *Denkens* aufgestellt werden, sondern müssen dem *ganzen* Menschen, also *auch dem Fühlen und Wollen* gerecht werden.

Das *zweite Lebenssiebent* gliedert sich in drei Teile, zeigt wieder zwei Zäsuren:
– den Neunjahresschritt und
– den Zwölfjahresschritt.
Im ersten Lebensabschnitt des zweiten Jahrsiebents wird das Schulkind in die Welt der plastisch-bildnerischen Kräfte eingeführt. Es wird zum Erleben der Farbe, aber auch der Form gebracht. In mannigfaltiger Weise wird die Sprache gepflegt, durch Gedichte, Märchen, Tierfabeln und Tiergeschichten, Erzählungen und Legenden, auch durch Erzählungen aus dem Alten Testament.

Gerade durch die Märchen wird die vorstellende Kraft der Kinder, ihre Phantasie angeregt. Es darf beim Lehrer keine Scheu oder Unsicherheit bei der Arbeit mit den Märchen aufkommen. Er muß davon überzeugt sein, daß die Märchenbilder die tiefsten Geheimnisse der Menschheit erzählen, denn für das Kind wird nur *das* wirksam, was vom Lehrer aus innerstem Bedürfnis erarbeitet und ergriffen wird, was ihm wirklich zu eigen geworden ist.

Dies kann aber nur geschehen, wenn die *Vorbereitung des Lehrers* auf den Unterricht von einer großen Intensität geprägt ist. Eine flüchtige Vorbereitung wirkt sich negativ auf das Unterrichtsgeschehen aus, wirkt sich auch schädlich und störend auf die Seelenbeziehung zwischen Schüler und Lehrer aus.

Für das Kind wird alles das wirksam, was vom Lehrer aus *voller Seele gestaltet,* mit *innerer Wahrhaftigkeit* durchfühlt und in einer *klaren,* ganz *ergriffenen Sprache* dargebracht wird.

Das *neunte Jahr* bedeutet einen wichtigen Einschnitt in der Entwicklung des werdenden Menschen. Dieser Einschnitt muß von Erziehern und Lehrern besonders beachtet werden. Es ist dies nämlich das Alter, in dem sich die Kinder von der Umwelt zu distanzieren beginnen. – In den Jahren vorher lebte das Kind ganz selbstverständlich mit den Menschen, mit der Natur in seiner Umgebung. – Mit dem neunten Jahr geschieht eine Distanzierung. Dem Kind öffnen sich die Sinne für die Menschen, für das Geschehen in seiner Umgebung. Es fühlt sich der Welt gegenübergestellt. Das Ich-Bewußtsein stärkt sich allmählich, das kindliche Seelenleben wird innerlicher und unabhängiger. Es regen sich die Bewußtseinskräfte. Im Unterricht trägt der Lehrer der Entwicklung dadurch Rechnung, daß sich auch der Horizont weitet von der Heimatkunde zur Geographie, zur Geschichte. – Die erste Naturkunde tritt an das Kind heran. Es werden einzelne Tiere besprochen, aber immer in Verbindung gehalten zum Menschen. Auf Mensch und Tier folgt die Welt der Pflanzen; die Welt wird als ein lebendiger, einheitlicher Organismus behandelt. Das Kind fragt nach Gründen; es will wissen, warum eine bestimmte Pflanze in einem bestimmten Boden, unter einem be-

stimmten Himmelsstrich wächst. Es will dabei aber auch selbständig Antworten finden.

Bis zum zwölften Lebensjahr sind die Bewegungen des Kindes sehr stark durch das Muskelsystem geprägt. Der Bewegungsablauf ist harmonisch, noch tänzerisch und von einer Leichtigkeit getragen. Die Erdenschwere hat den physischen Leib noch nicht erfaßt.

Mit dem *zwölften Jahr* wird die Leiblichkeit des Menschen stärker vom Muskel über die Sehne zum Knochen ergriffen. Die Bewegungen des jungen Menschen werden eckig und ungeschickt. Es ist dies die Zeit der Flegeljahre, die zusammenfallen mit einem manchmal überproportionalen Längenwachstum. Das Hineinschießen der Wachstumskräfte trifft auf eine noch nicht in sich gefestigte Seele; es kann zu psychischen Schwierigkeiten kommen. – Allmählich verstärkt sich das Ich-Bewußtsein, der junge Mensch taucht tiefer in das Erleben der physischen Welt.

Physik und Chemie mit ihren Gesetzmäßigkeiten müssen jetzt an die Schüler herangebracht werden, damit sie sich nicht in der Ungeformtheit verlieren. – Es ist Zeit für das Bekanntmachen mit dem Zeitalter der Entdeckungen. Der junge Mensch durchlebt seine ersten ernsthaften Erprobungen, neue Erfahrungen wirken auf die Individualität.

Das *Feste* wird entdeckt, der junge Mensch ist auf seinem Entwicklungsweg in der *physischen Welt* angekommen und beginnt sich nun mit ihr auseinanderzusetzen, zunächst in Gestalt seiner eigenen Leiblichkeit, dann aber auch mit der Welt, in die er hineingeboren wurde, in der er lebt.

Zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahrsiebent liegt die Zeit der Erdenreife. Sie ist eine Zeit, in der die Jugendlichen stark mit sich selbst beschäftigt sind. Sie erleben ihre leibliche Umgestaltung, die sie sehr verunsichert. Sie beginnen sich aber auch mit ihren Gefühlen allmählich in die Welt hineinzustellen. Daß die Zeit der Erdenreife eine höchst sensible Epoche im Leben der jungen Menschen darstellt, ist heute unumstritten. Nur wenige fragen sich allerdings, ob die jungen Menschen den Attacken des modernen Lebens gewachsen sind, um Konsequenzen daraus zu ziehen.

Im *dritten Jahrsiebent,* in das die Erdenreife noch weit hineinragt, erwacht die Urteils- und Entschlußkraft des Menschen. Beides muß aber gepaart sein mit den Kräften der *Liebe, des Verständnisses* für den anderen Menschen. – Der junge Mensch löst sich allmählich von der Autorität des Lehrers und Erziehers und beginnt, nachzufragen. Er macht sich aus eigenem Antrieb auf den Weg zu den Erkenntnisquellen, um die Lebensfragen, die ihm allmählich bewußt werden, zu beantworten. Es regt sich die Denkkraft, die den jungen Menschen zu *neuen Ufern* in seinem *Ich-Erleben* führt.

Es ist dies die Zeit des *hohen Idealismus,* denn Gefühle, die sich zu regen beginnen, bannen den jungen Menschen, machen ihn, wenn sie sich nicht in der richtigen Weise darleben können, *verführbar.* Der Jugendliche wird leicht anfällig gegenüber Verlockungen und Argumenten ordnungszerstörender Elemente oder seelenverführender Gruppierungen.

Der junge Mensch tritt in ein bewußtes Verhältnis zu seiner Umgebung. Er will sich mit ihr auseinandersetzen, er will sich hineinleben in die verschiedenen Zweige unserer Gesellschaft und erkennt mit überwachen Sinnen ihre Strukturen und ihre Mechanismen und auch ihre Unrichtigkeiten. Daraus resultiert der berechtigte Drang nach Veränderung.

In der Schule bleibt es nicht bei der Beschreibung des Tatsächlichen, sondern das Tatsächliche wird als das Vordergründige erkannt und wird hinterfragt *nach Motiven und Gründen.*

In den Einrichtigungen für Seelenpflege-bedürftige Menschen dient der Waldorflehrplan als Grundlage für die Arbeit in den Schulen. Die Erzieher und Lehrer müssen diesen aber modifizieren, damit „die Berge berger, die Flüsse flüsser werden", wie es einmal ein großer Waldorfpädagoge formulierte. Gerade für die Kinder und Jugendlichen mit einer Behinderung muß die Methodik des Unterrichts gesteigert, die Unterrichtsinhalte müssen verdichtet werden. Es kann sich nicht um Vereinfachungen und Reduzierungen von Inhalten handeln, sondern um *Steigerung der Intensität.*

Es kann keinesfalls darum gehen, sich auf die Position der Retardierung der Fähigkeiten und Möglichkeiten der Kinder und Jugendlichen zurückzuziehen. Es muß darum gehen, das angemessene *Wie* des Unterrichts zu finden.

Jeder Mensch trägt einen unsterblichen Wesenskern in sich; jeder Mensch entwickelt sich, durchläuft Phasen, die zu *jedem* menschlichen Lebenslauf gehören. Wer Kinder und Jugendliche erziehen und unterrichten will, *muß diese Entwicklungsschritte kennen,* denn jeder Mensch, ganz gleich ob er eine Behinderung zeigt oder nicht, möchte gemäß diesen Gesetzmäßigkeiten angesprochen werden. Geschieht dies nicht, dann wird die geistig-seelische Wesenheit des Menschen beleidigt, verletzt.

Es bleibt deshalb für den heilpädagogischen Lehrer und Erzieher bei seinem großen beruflichen und menschlichen Einsatz die vordringlichste, ständig zu erneuernde Aufgabe – neben der Selbsterziehung – nach immer weiterer Menschenerkenntnis und darüber hinaus nach Weltenerkenntnis zu streben. Dies führt zur Wahrnehmung und Anerkennung der Zeitgenossenschaft, in der wir uns befinden. Es fordert auf zur existenznotwendigen Auseinandersetzung mit den Bestrebungen unserer Zeit zur Abwendung der sozialen Unrichtigkeiten und Mißstände und gleichzeitig zur *Sicherung des Lebens- und Entwicklungsraumes für den behinderten Menschen.*

Bibliographie:
„Seelenpflege in Heilpädagogik und Sozialtherapie“, Herausgegeben von der „Konferenz für Heilpädagogik und Sozialtherapie“, CH-4143 Dornach, Ostern 1994
S. Pickert: 50 Jahre Heilpädagogischer Kurs, Arlesheim 1975
Ders.: Das Seelenpflege-bedürftige Kind, Stuttgart 1930
R. Steiner: Heilpädagogischer Kurs, Dornach 1979
Vom Lehrplan der Freien Waldorfschule, bearbeitet von *Caroline von Heydebrand*, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1975
Walter Holtzapfel: Seelenpflege-bedürftige Kinder, Philosophisch-Anthroposophischer Verlag, Goetheanum, Dornach/Schweiz 1976

Die Mitwirkenden dieses Heftes:

Beate Dieterich-Buchwald
Crispinstraße 50, 44229 Dortmund

Matthias Karutz
Lenbachstraße 72, 70192 Stuttgart

Werner Onken
Steenkamp 7, 26316 Varel

Klaus Schmitt
Dorfstraße 55, 73087 Bad Boll-Eckwälden

Dr. Volker Seelbach
Epplingser Halde 32, 88239 Wangen

Dr. Lothar Vogel
Bauschweg 7, 70188 Stuttgart

Brandenburg
Eine Stadt im Umbruch – Wohlstand statt Sozialismus!?

Beate Dieterich-Buchwald

I. Brandenburg als Beispiel

Inmitten einer zauberhaften Seen- und Waldlandschaft, nur gut 50 km südwestlich von Berlin, liegt – durchzogen von den Flußarmen der Havel und ihren Kanälen – die Stadt Brandenburg.

Brandenburg? Mit diesem Namen verbindet sich gemeinhin das neue Bundesland. Wem ist schon, vor allem in den sogenannten alten Bundesländern, die mehr als tausendjährige Stadt bekannt, die dem Land den Namen gab?

Zum erstenmal sah ich Brandenburg im Herbst 1990. Wie zu der Zeit häufig, sollten von westdeutschen Fachleuten Vorträge gehalten werden, um die Fachleute (und solche, die es werden wollten) aus dem gerade mit dem Westen vereinigten Ostdeutschland über Recht und Verwaltung nach westlichen Gesetzen und Vorstellungen zu unterrichten. Ein ostdeutscher Freund nannte das »Bibelstunde in Kamerun« halten. Seither fehlte uns die Lust, weiter als Missionare tätig zu sein.

Stattdessen kamen wir auf den Gedanken, daß es spannend und lehrreich sein könnte, den Weg einer Stadt im Prozeß der Umstrukturierung zu verfolgen. Wir hatten in den 80-er Jahren in England mit der Stadt Glasgow zu tun gehabt, die dabei war, die Umstrukturierung von der durch Schwerindustrie geprägten Wirtschaft mit allen ihren städtebaulichen und sozialen Ausprägungen zu einer Service-Gesellschaft zu bewältigen, und wir hatten in Dortmund den Strukturwandel im Ruhrgebiet unmittelbar vor der Tür. Die in und von ostdeutschen Städten zu meisternden Aufgaben würden, das wußten wir, noch sehr viel umfassender sein: den Weg zu finden von zentral geplanter und durch Stadtfremde weitgehend bestimmter Entwicklung zu einer Stadtentwicklung durch kommunale Selbstbestimmung und Selbstverwaltung unter den Vorgaben der Marktwirtschaft.

So begannen wir[1]) eine Forschungsarbeit mit dem Ziel, den Auf- und Umbau der Verwaltung, die Strategien, Planungen und Maßnahmen der Stadt -

[1]) Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung, Lehrstuhl für Vermessungswesen und Bodenordnung, Prof. Dr. jur. Hartmut Dieterich, Forschungsvorhaben »Stadtentwicklung Brandenburg«, unterstützt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

alle wichtigen raumplanerischen Aspekte – ebenso wie die Vorgaben, Veränderungen und Erfolge in der Wirtschaft zu verfolgen und, nicht zuletzt, die Meinung von Bürgern zu diesen Prozessen in Bezug auf ihr tägliches Leben zu erfragen.

Wir erhofften uns Aufschluß darüber, wie eine Stadt trotz (anfänglich) fehlender Erfahrungen und trotz mangelnder Übung in der Lösung von Fragen kommunaler Selbstverwaltung die schwierigen Aufgaben eines so totalen politischen Umbruchs bewältigt, ob und wie sie die Etablierung einer »neuen Wirtschaft« fertigbringt, die Bedürfnisse ihrer Bürger befriedigt. Zu erwarten sind daraus Folgerungen, die generell aussagekräftig sind für eine Stadt in einer solchen Umbruchsituation.

II. Stadtbild und Stadtstruktur

Was wir vorfanden, als wir an einem trüben Herbsttag 1990 zum erstenmal durch Brandenburg liefen, war vergleichbar mit dem, was auch andernorts in den neuen Bundesländern zu finden war: ein mittelalterlicher Stadtkern, der, trotz Kriegszerstörungen (zum Teil heute noch Brachflächen) und »Zugaben« aus der sozialistischen Ära, sein altes Bild in vielen Bauten und in ganzen Straßenzügen erkennen ließ, auch wenn gerade diese Straßen einen verwahrlosten Eindruck hinterließen. Ganze Reihen von Altstadthäusern zeigten sich in schäbigem, ja trostlosem Zustand – unbewohnbar.

In diesem Stadtkern wohnten noch 7.000 bis 8.000 Menschen von den 1990 insgesamt knapp 90.000 Einwohnern (EW) der Stadt; ein Jahr zuvor waren es noch mehr als 93.000 EW gewesen.

Der Stadtkern Brandenburgs ist eigentlich nicht ein Kern, es bestehen drei Kerne: die Altstadt am linken Havelufer, ursprünglich eine slawische Fischersiedlung (1170 erstmals erwähnt), und die gleichaltrige Neustadt am rechten Havelufer, eine deutsche Gründung von Gewerbe- und Handeltreibenden (1196 erstmals erwähnt). Die Dominsel mit ihrem auch schon aus dem 12. Jahrhundert stammenden Dom kam erst 1929 hinzu. Die beiden selbständigen Städte Brandenburg wurden nach gemeinsamer Blüte bis ins 15. Jahrhundert und gemeinsamem Niedergang im 30-jährigen Krieg schließlich 1715 durch den preußischen König Friedrich Wilhelm I., und gegen den Willen ihrer Magistrate, vereinigt.

Die *Vorstädte*, die um den Stadtkern anwuchsen, vorwiegend mit Bebauung aus der Gründerzeit, erschienen ebenfalls in beklagenswertem Zustand, trotz besser erhaltener Bebauung aus den 30er Jahren.

Die Innenstadt ist umgeben von einigen hübschen *Wohngebieten* und Siedlungen aus den Jahren zwischen den Weltkriegen, aber auch von Arbei-

tersiedlungen unterschiedlicher Qualität. Wunderschön gelegen und meist in tadellosem Zustand sind die Wochenendhausgebiete, die Datschen, auch das ein in ostdeutschen Städten nicht unbekanntes Bild.

Schon beim ersten Besuch sahen wir, über eine Hochbrücke in die Stadt fahrend, von ferne, was auch zu Brandenburg gehörte: gelbliche Rauchwolken aus vielen Schornsteinen, die sich in den Abendhimmel kringelten – das alte Stahlwerk.

Bereits seit dem 18. Jahrhundert prägt die Industrie Brandenburg. Zuerst Tuchmacherei, dann Eisenindustrie. Ich kannte in meiner Kinderzeit noch die aufziehbaren Blechautos, die heute im Brandenburger Museum zu finden sind. Und die berühmten Brennabor-Fahrräder!

Hüttenwerke – Eisengießerei – kein weiter Weg zur Rüstungsindustrie für zwei Weltkriege. Das verursachte im Frühjahr 1945 massive Luftangriffe. Und in den Nachkriegsjahren ging durch Demontage ein weiterer großer Teil der Industrieanlagen verloren.

Was ist geblieben von 40 Jahren DDR im Stadtbild? Gewachsene Industrieanlagen, von der sowjetischen Armee 1990 noch besetzte Militärflächen (alles »weiße Flecken« im alten Stadtplan), vor allem aber das Wohngebiet Hohenstücken im Norden der Stadt, das ca. 22.000 EW beherbergt. Es ist in der typischen Plattenbauweise in großen Blocks, mit recht steriler Umgebung, errichtet.

III. Stadtentwicklung nach der Wiedervereinigung

Inzwischen sind etliche kleine Orte der Umgebung eingemeindet. Das russische Militär ist abgezogen, auch aus den Gründerzeitkasernen in der Innenstadt.

Das Bild der Veränderungen vom Herbst 1990 bis zum Frühjahr 1994 wurde aufgrund von Befragungen in den Ämtern der Stadtverwaltung und unter Bürgern und durch Auswertung von Gutachten und Statistiken zusammenzusetzen versucht. Im Stadtbild sichtbare Zeichen sind in einer Fotodokumentation festgehalten.

1. Stadtverwaltung und Finanzen

Welches Ausmaß an Problemen der Aufbau einer eigenverantwortlichen *Kommunalverwaltung* mit sich bringt, zeigt sich deutlich in der Veränderung der Personalsituation. Waren vor der »Wende« in der Kommunalverwaltung etwa 400 Beschäftigte tätig, so schwoll (nach dem 3. 10. 1989) diese Zahl schlagartig an und betrug 1991 etwa 4.000 Beschäftigte. Bis zum 30. 6. 1993 ist die Zahl aber wieder auf ca. 2.800 gesunken.

Die Neuverteilung von Aufgaben und die Übernahme ehemaliger Einrichtungen der Volksbildung (z.B. Schulen) sowie die Sozial- und Gesundheitsfürsorge durch die Kommune brachten diese Personalexplosion mit sich.

Ein erheblicher Teil dieses Personals war keineswegs entsprechend aus- und vorgebildet. Ingenieure und Techniker aus in Auflösung befindlichen Industriebetrieben z.B. suchten und fanden, unbelastet durch ihre Vergangenheit, eine neue Arbeits- und Verdienstmöglichkeit in städtischen Ämtern. Aber auch die Fachkräfte der ehemals zentral gesteuerten Stadtverwaltung mußten umlernen für neue Verwaltungsstrukturen und, vor allem, für ein neues Recht. Westdeutsche Partnerstädte – Kaiserslautern und Münster – schickten Personal und halfen bei Umschulungen, Brandenburger Kräfte unterrichteten sich vor Ort in den Partnerstädten. Das wurde und wird anerkannt und zum großen Teil als sehr hilfreich empfunden.

Erstaunlich ist, wie schnell nach anfänglich starker Fluktuation im Personal und einem Wirrwarr an Zuständigkeiten eine relativ geordnete, kontinuierliche Arbeit möglich wurde. Gewiß, es sind immer noch Ämter, insbesondere in der Bauverwaltung, unterbesetzt, und die Arbeitsstunden vieler, vor allem leitender Angestellter gehen über eine 40-Stunden-Woche weit hinaus. Es wird auch geklagt über Zeit- und Erfolgsdruck, über Angst vor Arbeitsplatzverlust und gelegentlich auch darüber, daß an grundlegende Arbeit nicht zu denken sei neben der Bewältigung unabdingbarer Tagesanforderungen[2]). Man fragt sich, wann endlich »normale Arbeit« möglich sei. Aber insgesamt gesehen hat der Verwaltungsablauf stabilisiert werden können. Die Professionalität ist gewachsen.

Das ist dem durchweg intensiven Engagement der Mitarbeiter zu verdanken, ihrem Interesse an Fortbildung und letztlich auch ihrem Willen, sich den neuen Aufgaben gewachsen zu zeigen. Wenn bedacht wird, daß in den alten Bundesländern drei Jahre Ausbildung erforderlich sind, um in wohlorganisierten und gut ausgestatteten, mit erfahrenen Mitarbeitern besetzten und eingespielten Ämtern Verwaltungsarbeit zu leisten, so ist es nur mit Bewunderung zu registrieren, daß Brandenburgs Verwaltung nach 3 $^1/_2$ Jahren im neuen System schon so gut funktioniert. »Wir waren motiviert« heißt es, und »wir haben gesunden Menschenverstand für mangelnde Ausbildung eingesetzt«. Trotz Ärger und Spannungen in manchen Bereichen hat das Selbstwertgefühl zugenommen, man erkennt, daß Fachkenntnisse inzwischen vorhanden sind, auch wenn man sich noch gelegentlich »telefonisch Rückendeckung aus Münster« holt.

[2]) »Wir können nicht agieren, wir müssen reagieren«.

Einer Aufgabe haben sich Politik und Verwaltung gestellt, die von manchen Bürgern als eher unnütz angesehen, von anderen aber begrüßt wird: die Änderung unzähliger Straßennamen, die mit dem alten System verbunden waren. Daß z.B. die Otto-Nuschke-Straße wieder, wie vorher, Jacobstraße heißt und die Straße-der-jungen-Pioniere wieder Neustädtische Heidestraße, freut viele. Daß man sich aber in Hohenstücken, dem Neubaugebiet, kaum noch zurechtfindet wegen ungewohnter Namen, wird nicht nur positiv registriert. Man kann ja auch Geschichte nicht ungeschehen machen! Immerhin ist z.B. Rosa Luxemburg eine Straße erhalten geblieben.

Daß die *Finanzen* der Stadt geringen Spielraum lassen, ist bekannt in Ost und West. In ostdeutschen Städten kommt hinzu, daß die Aufbauarbeit natürlich erhebliche zusätzliche Kosten verursacht. Wie bei allen Kommunen in den neuen Bundesländern stehen in Brandenburg bei der Finanzierung der Ausgaben die Schlüsselzuweisungen und Zuweisungen aus den Gemeinschaftswerk »Aufbau Ost« im Vordergrund. Nur ein relativ geringer Teil kann durch Einnahmen aus Steuern und Gebühren selbst erwirtschaftet werden.

Insgesamt (Vermögens- und Verwaltungshaushalt) sind sowohl Einnahmen als auch Ausgaben gestiegen[3]).

2. Planen und Bauen

2.1 Nach dem Konzept der *Raumordnungsstruktur* ist Brandenburg als Oberzentrum ausgewiesen. Unter dem Leitbild der dezentralen Konzentration soll Brandenburg eines der sechs regionalen Entwicklungszentren im Raum um Berlin werden.

Die Nähe zu Berlin kann die Stadt Brandenburg in ihrer Entwicklung hemmen oder fördern, je nachdem, welche Vorgaben die Planungspolitik schafft. Gelingt es, Brandenburgs eigenes Gesicht zu wahren und zu verschönern, die Potentiale der Lage zu nutzen und neue Wirtschaftskraft zu entwickeln, dann könnte verhindert werden, daß Brandenburg nur Schlafstadt der Berliner wird.

An einem umfassenden *Gesamtkonzept* für die Stadt, das Schwerpunkte setzt für die Entwicklung der Wirtschaft in Industrie und Gewerbe, Handel und Fremdenverkehr sowie für alle Bereiche von Bildung und Kultur, fehlt es bisher. Zwar sind auf fast allen Gebieten von verschiedenen Instituten

[35]) Einnahmen 1991: 311.765.000 Einnahmen 1992: 368.017.000
Ausgaben 1991: 283.900.000 Ausgaben 1992: 357.516.000
Quelle: Stadt Brandenburg, Statistischer Jahresbericht 1992, S. 45

Gutachten erstellt worden mit Analysen und Entwicklungsprognosen[4]), aber es ist der Stadt noch nicht gelungen, ein Leitbild für die Zukunft daraus abzuleiten. Das ist auch kaum zu erwarten bei der Fülle von Tagesaufgaben, die in Politik und Verwaltung täglich erledigt werden müssen.

Im Mai 1993 war eine Studie zum Flächennutzungsplan fertiggestellt. Ein Zentrenkonzept ist im Auftrag der Stadt erarbeitet worden[5]). Es wird daran gedacht, Teil-Flächennutzungspläne aufzustellen.

Bei der schwachen Besetzung des Planungsamtes gerade in den ersten Jahren kann mehr noch nicht erreicht sein. Die dürftige Personaldecke im Planungs- wie im Bauaufsichtsamt, dazu Mangel an aller Art von Materialien (von Karten bis zu Stiften, ganz zu schweigen von PC's) hat von Anfang an erschwert, die wichtigsten Voraussetzungen für Umstrukturierung und Neuanfang – und damit für die Bautätigkeit – zu schaffen.

Für Bauvorhaben auf allen Gebieten ist Planung der nötige Vorlauf. Wenn nicht deutlich ist, was, wo und wie gebaut werden kann, darf, soll, ist es nicht möglich, Baugenehmigungen zu erteilen, die Investoren benötigen. Als Grundlage muß bisher eine Verträglichkeitsstudie (ausgearbeitet mit Hilfe eines Münsteraner Fachmanns) dienen, die Spielräume und Tabuzonen aufzeigt.

Für den Stadtkern konnte immerhin ein *Rahmenplan* erstellt werden. Brandenburg ist als eine der ersten Modellstädte zur Sanierung ausgewählt worden[6]), die in den Jahren 1990/1991 mit erheblichen Förderungsmitteln bedacht wurden. Sanierungsträger ist die GSW[7]), die den Rahmenplan für das ca. 90 ha große Sanierungsgebiet (festgelegt im August 1992) erarbeitet hat.

Dem Bedarf für verbindliche Bebauungspläne ist kaum nachzukommen. Sie sind erforderlich in vielen Bereichen: um Voraussetzungen für den Handel in der Innenstadt zu schaffen, für Infrastrukturmaßnahmen wie das städtische Krankenhaus, die neu gegründete Fachhochschule, für Infrastrukturverbesserungen im Neubaugebiet Hohenstücken sowie für Wohn- und Gewerbegebiete, Hotels und Tankstellen.

Sehr schnell und flexibel wurde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Wirtschaftsförderung reagiert, als über eine Niederlassung der Heidelberger Druckmaschinen AG zu entscheiden war: ein Gewerbegebiet von ca. 140 ha wurde im Norden der Stadt in einem Bebauungsplan ausgewiesen. Die Stadt konnte den Boden zum Teil von der Treuhandanstalt, zum Teil von

[4]) Gelegentlich sich wiederholend zum gleichen Thema von verschiedenen Auftragnehmern!
[5]) Zentrenkonzept der Forschungsstelle für den Handel, Berlin, Nov. 1993
[6]) Schon durch die DDR-Regierung durch Vereinbarung mit der Bundesrepublik unmittelbar nach der »Wende«.
[7]) Gesellschaft für Stadterneuerung mbH, damals Berlin-West

Privaten kaufen und dann ca. 90 ha an die Heidelberger Druckmaschinen AG weiterverkaufen.

Etliche weitere Bebauungspläne sind schon in Kraft oder in Arbeit. Es muß berücksichtigt werden, daß ein ungeheurer Nachholbedarf an Planung nach dem für ostdeutsche Kommunen neuen Recht besteht, die Anforderungen also mit denen westdeutscher Städte, die seit Jahrzehnten kommunale Planungen erarbeiten, gar nicht zu vergleichen sind. Das *Baurecht* ist auch für westdeutsche Kommunen schon reichlich kompliziert und erfordert immer noch zunehmenden Fach- und Sachverstand, weil neue ergänzende, erweiternde, modifizierende, vereinfachende oder komplizierende Gesetzesänderungen und neue Gesetze[8]) die Bestimmungen des BauGB neuen Bedürfnissen anpassen sollen. Hinzu kommt, daß nach § 246a BauGB auch noch besondere Maßgaben bis Ende 1997 in den neuen Bundesländern gelten.

Das »importierte Westrecht« war und ist ja nicht nur für ostdeutsche Professionelle zunächst fremd gewesen, sondern auch für die Bürger. Sie waren (und sind häufig noch!) der Meinung, mit der Freiheit, die sie durch den Anschluß an den Westen errungen hätten, sei auch die Baufreiheit gemeint in dem Sinne, daß nun jeder Grundeigentümer bauen könne, wie er wolle. Daß Baufreiheit auch nach westlichem Baurecht faktisch nicht existiert, sondern Planung und Bauordnung enge Grenzen setzen, war für sie unverständlich. Damit wird das Bauaufsichtsamt ständig konfrontiert.

Wegen fehlender verbindlicher Bauleitplanung werden etwa 90% aller Bauanträge nach *§ 34 BauGB* entschieden. Im Bauaufsichtsamt registriert man das mit Unbehagen. Man hätte lieber exakte Planung, aufgrund derer Baugenehmigungen erteilt werden könnten. Deshalb wird das Instrument des *Vorhaben- und Erschließungsplans* nach § 47 BauGB-MaßnahmenG (früher § 55 BauZVO) begrüßt, zum einen, weil dann auf der Grundlage exakter Planung eine Baugenehmigung erteilt wird, zum anderen, weil dadurch die Finanzierung der Erschließung gesichert ist, Voraussetzung für Baugenehmigungen überhaupt, aber von der Stadt bei ihrer Finanzlage in der Regel unbezahlbar (selbst in geringen Prozentsätzen).

Ein Problem ist die Planung für Wochenendhausgebiete. Hier drängen die Besitzer auf Planung für Wohnbebauung[9]), damit reguläre Eigenheime gebaut werden können. Die Aufwertung dieser Bereiche in Wohngebiete wird als sinnvoll angesehen, ist aber oft wegen Erschließungsschwierigkeiten gar nicht oder nur sehr schwer möglich.

---

[8]) BauGB-MaßnahmenG von 1990, Investitionserleichterungs- und Wohnbaulandgesetz von 1993, Investitionsvorranggesetz von 1992, dazu: Steinfort, F., Ist das Baurecht für die neuen Länder zu kompliziert? in: Der Städtetag 10/1993, S. 655 ff.

[9]) Der OB habe es versprochen, heißt es!

Die *Beteiligung der Bürger* an der Planung wäre gerade in ostdeutschen Städten ein wichtiger Faktor, um Mißtrauen gegenüber der Verwaltung abzubauen. Ihre Beteiligung an öffentlichen Anhörungen ist aber gering (oft sind mehr Leute von der Verwaltung dort als Bürger), es sei denn, sie sind sehr direkt betroffen. Allerdings ist offenbar auch nicht transparent genug, was die Stadt von ihnen verlangt: sie fühlen sich nach wie vor entmündigt und wehren sich oft, wenn ihnen Bescheide ins Haus kommen. Es ist ihnen z.B. unverständlich, warum sie einen bestimmten Ausbaustandard ihrer Straße oder Straßenreinigungsgebühren bezahlen sollen. Sie argumentieren: wir haben immer einen Sandweg gehabt und selbst gekehrt! Erläuterungen zu Bescheiden wären sehr angebracht, heißt es in der Verwaltung.

2.2 Selbst wenn es an Baurecht, sei es durch Bebauungspläne, sei es durch § 34 BauGB, nicht fehlt, scheitert die Realisierung von Bauvorhaben immer wieder an ungeklärten *Eigentumsverhältnissen*.
Die Kommune selbst hat kaum Boden zu Eigentum, über den sie verfügen könnte. Sie hat die Grundbücher nach ehemaligem Eigentum der Stadt durchforstet und eine Unmenge von Anträgen auf Zuordnung aus dem Vermögen der Treuhandanstalt (ehedem »volkseigen») gestellt, aber nur wenige sind bisher zu ihren Gunsten entschieden worden. Fest zu rechnen ist nur mit der Zuordnung des ehemaligen Waldbestandes. Daß die Gemeinden der Treuhandanstalt gegenüber »nicht mehr zu sagen« hätten, wird als ein wesentlicher Hinderungsgrund für Aktivitäten der Stadt angesehen. Eine Zusammenarbeit mit der Treuhand als Mittler zwischen Stadt und Investoren wird als denkbare Verbesserung erachtet.

Ungelöste Eigentumsfragen und der – inzwischen allseits als Fehler des Einigungsvertrags angesehene – Grundsatz: »Rückgabe vor Entschädigung« hindern auch private Aktivitäten. Zwar sind beim Amt für offene Vermögensfragen inzwischen (abschließend) über 6.000 Anträge auf Eigentumsrückgabe gestellt, bis Oktober 1993 waren aber erst gut 2.800 der Anträge entschieden. Bei Ablehnung ist eine erhebliche Widerspruchsrate und damit eine unendliche Verzögerung des Verfahrens zu verzeichnen.

80% der Restitutionsansprüche werden von Bürgern aus den alten Bundesländern gestellt, nur 20% von Bürgern aus dem östlichen Teil Deutschlands. Bei manchen der rückübereigneten Grundstücke wird schnell investiert, um sie zu erhalten und zu erneuern, aber andere – wie das Havelschlößchen, ein früheres Hotel, reizvoll an der Havelpromenade gelegen – verfallen weiter.

Die Abarbeitung der Eigentumsfrage wird nach Ansicht des zuständigen Amtes bei den jetzigen Personalbedingungen noch mindestens zehn weitere Jahre in Anspruch nehmen. Eine Vorabentscheidung über die Rückgabe und

eine auf später verschobene Entscheidung über Ausgleichszahlungen könnte, so meint man, schneller zu Investitionen führen.

Die unglückliche Regelung der Eigentumsfrage, durch die die Vergangenheit bewältigt werden sollte, die Bewältigung der Zukunft aber deutlich gehindert wird, hat wohl auch zum Umbruch der Stimmung in den neuen Ländern erheblich beigetragen[10]). In Brandenburg war zu erfahren, daß auch bei denen, die gar nicht persönlich davon betroffen sind, der »Ansturm der Westler auf den Boden Brandenburgs« als Hemmnis der Stadtentwicklung gesehen wird.

Große Enttäuschung und Verbitterung haben Fälle hervorgerufen, in denen nach dem Gesetz West-Antragsteller und Ost-Antragsteller ungleich behandelt worden sind. Es gibt z.B. Grundstücke, die ehemals Eheleuten gehörten, von denen der Mann sich in die Bundesrepublik abgesetzt hat, während Frau und Kinder in der DDR blieben. Der Grundstücksanteil des »republikflüchtigen» Mannes wurde entschädigungslos eingezogen, der Anteil der Frau nach damaligem Recht minimal entschädigt. Nach heutigem Recht bekommt der Mann, wenn ein Investor das Grundstück kauft, volle Verkehrswert-Entschädigung, während die Frau leer ausgeht, weil sie seinerzeit »entschädigt« wurde.

2.3 Sozusagen als Notlösung, um trotz ungeregelter Eigentumsverhältnisse Investitionen voranzubringen, ist das Investitionsvorranggesetz eingeführt worden. Anfangs wurden Anträge auf *Investitionsvorrangbescheide* nur sehr zögerlich gestellt[11]). Gegen erlassene Investitionsbescheide haben die Alteigentümer oft Widerspruch eingelegt. Das muß bei Gericht zwar nicht Erfolg versprechen[12]), hindert das praktische Verwaltungshandeln aber doch sehr. In Brandenburg wurde als wichtig und förderlich erkannt, Konsens zwischen Alteigentümern und Antragstellern herzustellen. Jetzt wird stets, wenn ein Antrag gestellt ist, der Alteigentümer sofort eingeschaltet und ein Gespräch geführt. Wenn dem Alteigentümer klar wird, daß er bei Zustimmung sicher den Verkaufswert, mindestens den Verkehrswert bekommt, so stellt sich ihm das immer noch weit günstiger dar, als wenn er später auf die geringere Entschädigung angewiesen ist. Auch die »investive Rückgabe« ist als Möglichkeit erkannt worden (§ 21 InvVorG).

[10]) dazu Kloß, K.-P., Stadterneuerung in der Modellstadt Brandenburg; in: ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees VI, Modell Brandenburg, S. 41

[11]) 1992: 68 Anträge, 17 befürwortet, 27 abgelehnt oder zurückgezogen, 12 in Arbeit

[12]) Im Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 03.12.1991 wurde der Antrag auf eine einstweilige Anordnung z.B. abgelehnt.

Das Instrument des Investitionsvorrangbescheids beginnt jetzt zu greifen. Es zeigt sich, daß dadurch erreicht werden kann:
– Investition vor Rückgabe durchzusetzen,
– Arbeitsplätze zu sichern und neue zu schaffen,
– Wohnraum zu schaffen.

Allerdings sind es eher mittlere und kleinere Betriebe, die durch einen Investitionsvorrangbescheid entweder ihren Bestand sichern oder sich etablieren konnten. Zunehmend werden aber auch Bescheide für Wohnrauminvestitionen ausgestellt. Die Stadt versucht, Investitionen im Wohnbau zu beeinflussen, indem sie Vorrangbescheide für Baulückenbebauung und für die Sanierung von Wohnhäusern im Sanierungsgebiet ausstellt. Das Gesetz wird aber insoweit für zu eng gehalten, als es nur anwendbar ist, wenn Wohnraum unbewohnt und vom Abgang bedroht ist. Es gibt in Brandenburg Häuser, die zu 50% bewohnt und zu 50% unbewohnbar sind, aber auch die Fälle, in denen ein Investor Gewerberäume im Haus hat und gern das ganze Haus sanieren würde.

3. Wirtschaft und Arbeitsmarkt

Die Wirtschaft ist in einer Marktwirtschaft der Bereich des Stadtlebens, der durch städtische Aktivitäten nur schwer zu beeinflussen ist. Die Stadt kann aber durch Planung und Sicherung von Standortfaktoren sowie durch Beratung und Förderung von Unternehmen die wirtschaftliche Entwicklung steuern.

In Brandenburg wurde sofort nach der Wende ein Amt für Wirtschaftsförderung gegründet, das sich schon 1990, im letzten Jahr der DDR, tatkräftig bemühte, die Umstrukturierung der Wirtschaft zu unterstützen. Bereits im März 1991 lagen von der Stadt in Auftrag gegebene Gutachten[13]) über den damaligen Bestand in Industrie, Gewerbe, Handel und Fremdenverkehr und über die Entwicklungsmöglichkeiten in diesen Bereichen vor.

3.1 Brandenburgs Wirtschaft war geprägt von Großbetrieben; die *Stahl- und Eisenindustrie* bedingte eine verhältnismäßig starke Monostruktur. Die durchschnittlichen Beschäftigtenzahlen in den Betrieben wichen stark von vergleichbaren Betrieben in westdeutschen Städten ab.

[13]) GFK-Marktforschung GmbH & Co. KG, Nürnberg, Kommunale Entwicklungsplanung, Gutachten zur Wirtschaftsförderung der Stadt Brandenburg, März 1991
Teil 1: Gewerbe und Industrie
Teil 2: Einzelhandel und Dienstleistungen
Teil 3: Fremdenverkehr

	mittl. Beschäftigtenzahl je Betrieb	Vergleichzahl in westd. Städten
Betriebe der Metallerzeugung und -verarbeitung	1.663,8	50,5
Stahl- und Maschinenbau	341,3	35,8
Nahrungsmittelherstellung	116,4	17,2

Die *Umsatzzahlen*[14]) hatten sich seit dem Zeitpunkt der Maueröffnung nahezu umgekehrt:
als rückläufig gaben 51% der Betriebe ihren Umsatz an – vorher nur 3%;
als ansteigend gaben nur 11% der Betriebe ihren Umsatz an – vorher waren es 51%. Die Ausstattung vieler Betriebe war (völlig) überaltert.

Ende Februar 1991 waren 44% der Betriebe in staatlichem Eigentum (volkseigen) und unter Verwaltung der Treuhandanstalt gestellt, 6% waren kommunale Betriebe, 17% in privater Hand, während 18% als ungeklärtes Eigentum eingestuft wurden. Für die 44% der Treuhandbetriebe bestanden, mindestens was die Betriebsgrundstücke angeht, weitere ungeklärte Eigentumsverhältnisse.

Das *alte Stahlwerk* (150 ha), zuvor einer der Hauptarbeitgeber der Stadt, ist inzwischen stillgelegt. Für das zum Teil kontaminierte Betriebsgelände hatte sich die Fa. Thyssen interessiert. Verschiedene Verwendungszwecke waren auch von der Stadt angedacht worden. Jetzt soll diese innenstadtnah gelegene Fläche aufgeteilt verkauft werden. Das leerstehende Riesenwerk bietet einen trostlosen Anblick.

Das nach dem Krieg aufgebaute, modernere *Elektrostahlwerk* ist vom italienischen Riva-Konzern aufgekauft worden. Auch hier sind die Beschäftigtenzahlen drastisch zurückgegangen. Riva hat die zugesagten Arbeitsplätze bei weitem nicht gehalten bzw. eingerichtet.

3.2 Von den mittleren und kleineren Unternehmen in vielerlei Branchen (Metallverarbeitung, Bauwirtschaft, Lebensmittel- und Textilindustrie) sind von den »Überlebenden« die meisten in GmbH's umgewandelt worden. Viele bauen aus und um, modernisieren und erweitern sich.

[14]) Sämtliche Zahlen und Zahlenvergleiche sind den GFK-Gutachten entnommen. Andere Daten standen nicht zur Verfügung.

Neue Gewerbegebiete sind angenommen worden, insbesondere die Automobilbranche hat Erfolg.

Veränderungen in Industrie und Gewerbe sind ablesbar an Statistiken über *Gewerbean- und -abmeldungen*:

	1990	1991	1992	1993 (1. Halbjahr)
an	1.360	1.462	1.146	514
ab	153	481	548	355

Das zeigt: insgesamt überwiegen neue Anmeldungen immer noch Abgang und Aufgabe von Betrieben, wenn auch deutlich wird, daß verhältnismäßig mehr Abmeldungen und weniger Anmeldungen als in den ersten beiden Jahren vorliegen. Daß mit Beginn der Marktwirtschaft zunächst ein gesteigertes Bedürfnis bestand, sich in der neuen Wirtschaft zu etablieren – auch in der Erwartung, sich dadurch ein Stück vom Marktwirtschaftskuchen zu sichern – ist nicht verwunderlich. Ungut ist aber die zunehmende Zahl von Abmeldungen insgesamt. Keineswegs haben sich alle neu gegründeten Betriebe halten können. Das kann ein Vorgang des »Gesundschrumpfens« nach ersten Jahren der Gründungseuphorie sein. Damals waren an vielen Stellen in der Stadt, an Mauern, Fenstern, Brückengeländern hand- oder maschinengeschriebene Zettel zu sehen, auf denen jemand seinen neuen Betrieb anpries oder auch Mitarbeiter – vor allem im Baugewerbe – suchte.

Bei der Aufschlüsselung der einzelnen Gewerbezweige zeigt sich, daß *das Baugewerbe* die stabilste Wachstumsrate zeigt: im Verhältnis zu den Anmeldungen sind die Abmeldungen gering. Dennoch geht die Zahl der Beschäftigten auch in diesem Bereich zurück.

Die günstige Entwicklung im Baugewerbe ist wie erwartet: Auf*bau* hat mit Bau zu tun! Die Zahl der Baugenehmigungen steigt, auch das Wertvolumen der Vorhaben. Das ist in der Stadt auch überall zu sehen: angefangen von neu gedeckten Dächern über Sanierung von Gebäuden bis zu Großbaustellen (eines Kaufhauses, eines Hotels und eines Bürokomplexes) in der Innenstadt und zum Einkaufszentrum im Norden, das kürzlich fertiggestellt wurde. Telecom hat im Stadtkern eine große Anlage gebaut.

Auch in Handel und Handwerk sind viele erfolgreiche Unternehmensversuche gestartet worden. Gerade im Handwerk gibt es aber in jedem Jahr eine erheblich höhere Quote von Abmeldungen als in anderen Bereichen. Dieser Trend zeigt sich seit 1992 auch im Handel.

Daß das *Handwerk* vom Bauboom profitiere, wie es oft von Ostdeutschland gesagt wird, ist in Brandenburg noch nicht so deutlich zu spüren, obgleich die Stadt Aufträge an einheimische Handwerker vergibt. Aber die Stadt ist wohl aufgrund der Finanzlage (noch?) nicht zu den großen Investoren zu rechnen.

Dabei ist das Handwerk, vernachlässigt in DDR-Zeiten, dringend gefordert zur Verbesserung des Baustandards wie auch zur Konsolidierung des Mittelstandes, die die Wirtschaftsförderung sich auch auf die Fahnen geschrieben hat. Bei der gestiegenen Anzahl an Großbauvorhaben seit dem Sommer 1993 mag sich das Bild für das Jahr 1994 zugunsten der Handwerksbetriebe ändern.

Manche großen (überzogenen?) Erwartungen sind nicht erfüllt worden. Eine Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse kann so schnell aber auch gar nicht erwartet werden, vor allem im Hinblick darauf, daß auch im Westen über Rezession geklagt wird.

Daß die Heidelberger Druckmaschinen AG von den erwarteten 2.000 Arbeitsplätzen bisher nur 350 verwirklicht hat, ist eine der Enttäuschungen.

3.3 Die *Einkaufsmöglichkeiten* in der Innenstadt haben sich deutlich verbessert. Kaufhäuser und Geschäfte sind weitgehend westlichen Standards angeglichen worden. Die Ertragslage im Handel ist jedoch keineswegs rosig: die großen Verbrauchermärkte im Umkreis der Stadt haben viel Kaufkraft an sich gezogen.

Für den Handel liegen genügend (Baugenehmigungs-)Anträge vor, jedoch »auf der grünen Wiese«. Das Amt für Wirtschaftsförderung meint: wir könnten von hier bis zum Ural alles genehmigen! Was aber wird dann aus der Innenstadt? Probleme, die aus westdeutschen Städten durchaus bekannt sind, zeigen sich hier mit besonderer Schärfe.

3.4 Dürftig ist – bis auf wenige Ausnahmen – immer noch das Angebot im *Gastgewerbe*. Die Verhältnisse waren 1990/91 katastrophal. Außer einem (etwas spartanischen) Hotel am Stadion (ursprünglich für Gäste von Sportveranstaltungen) und dem Stahlwerkshochhaushotel aus den 60er Jahren gab es praktisch keine Unterbringungsmöglichkeit (es gab nur insgesamt 460 Fremdenbetten in der Stadt!), bis sich eine Brandenburger Dienstleistungs GmbH etablierte und in einem der Wohnblocks im Neubaugebiet Hohenstücken Wohnungen zu Hotelappartements umfunktionierte. Inzwischen sind vor allem in der Umgebung die Angebote gewachsen, auch qualitativ, und in der Stadt selber ist ein großer Hotelkomplex im Bau. Die Zeiten, in denen sich das Haus Brandenburg, seinerzeit Schulungsstätte der Partei, als »Hotel« anpries und für gutes Geld dann Jugendherbergsqualität der 60er Jahre anbot, sind jedenfalls vorbei. Für den Neubau von Hotels liegen der Stadt reichlich Investorenangebote vor. Woran liegt es, daß sie nicht angenommen werden (können)?

Die Gaststättenangebote haben sich durchaus noch nicht so entwickelt, wie es sich ein Tourist, der nach Brandenburg kommt, wünscht. Anfangs be-

stand das »Gastgewerbe« vor allem aus Imbißbuden, die wie Pilze aus der Erde geschossen waren. Inzwischen sind einige qualitativ gute Gaststätten (für den bürgerlichen Bedarf) hinzugekommen, aber gerade im Stadtkern liegt noch vieles im argen. Häufig schließen Lokale abends um 19 oder 20 Uhr und öffnen am Samstag, erst recht am Sonntag, überhaupt nicht. Die Diskrepanz zwischen Essensqualität und Preis schließt sich erst allmählich und nicht überall.

3.5 Es entspricht dem *Konzept der Stadt*, neben der für unabdingbar gehaltenen Industrie den Fremdenverkehr zu fördern. Das ist bei der überaus reizvollen Lage der Stadt sicher sinnvoll. Dazu aber müßte noch viel getan werden, gerade im Bereich des Gastgewerbes. Und den Besucher dürfte nicht ein Graffitti wie dieses »Nazis schlagen, Touristen jagen« begrüßen.

Die Wiederherstellung einer wirtschaftlichen Monostruktur wird nicht für erstrebenswert gehalten. Ausbau und Neubau von Handelshäusern in der Innenstadt zuzulassen, ist sicher richtig, um Anziehungskraft herzustellen. Selbst wenn z.B. der Neubau von C & A, unmittelbar an den Stadtkern angrenzend, dem Bild der Stadt nicht so zuträglich ist wie es Denkmalschützer meinen mögen, so ist er für die wirtschaftliche Stadtentwicklung wohl als Pluspunkt zu werten.

3.6 Auf dem *Arbeitsmarkt* wiegen die Veränderungen in der Wirtschaft für die Bevölkerung am schwersten. In der DDR-Zeit hatte jeder einen Arbeitsplatz – mindestens einen Platz auf der Lohnliste, ob Arbeit da war oder nicht. In Brandenburg fällt ins Gewicht, daß ein erheblicher Teil der Arbeitnehmer in Metallberufen beschäftigt war und die Wiederbeschäftigung gerade der über 50-jährigen Facharbeiter schwierig ist – ähnliche Probleme, wie sie im Ruhrgebiet bestehen.

Die Arbeitslosenquote ist kontinuierlich gestiegen, auch wenn die prognostizierte und befürchtete Marke von 30% bei weitem nicht erreicht wurde. Die Quote betrug 1991 ca. 11%, 1993 schon 15% und lag im Januar (!) 1994 bei 17%. Etliche Arbeitskräfte sind in den Vorruhestand gegangen.

Der *Verlust des Arbeitsplatzes* ist hier ein ungleich größeres Problem, als es im Westen ohnehin schon der Fall ist. Die Menschen sind nicht in Vereinen großgeworden, denen sie sich nun widmen, in denen sie mitarbeiten und Kontakte pflegen können. Vor 1990 waren Umfeld und Bekanntenkreis das Arbeitskollektiv (mit den Stichworten »Wodka, Juice und Trallalla« wurden die Brigadefeten dargestellt), andere Identifikationsmöglichkeiten gab es kaum – allenfalls durch die Datscha oder den Schrebergarten.

Auch für ältere Betriebsangehörige bestand ein betriebliches Betreuungssystem fort. Die für viele entstandene Orientierungslosigkeit führt

nicht gerade dazu, das westliche Gesellschaftssystem als positiv anzusehen. Für die Arbeitslosigkeit der Frauen, die den größeren Prozentsatz ausmachen (1991 = 63%, inzwischen leicht angestiegen), gilt zum Teil das gleiche: gerade die jüngeren leiden darunter, auf Haus und Kinder (die oft noch tagsüber im Kindergarten sind) konzentriert zu sein. Sofern der Mann eine ordentliche Position hat, fällt die Arbeitslosigkeit der Frau wirtschaftlich weniger ins Gewicht, solange sie Arbeitslosengeld bezieht.

4. Stadterneuerung

Der Prozeß der Stadtentwicklung kann nicht allein von der Wirtschaft vorangetrieben werden. Vielmehr ist auch das Gedeihen wirtschaftlicher Strukturen davon abhängig, wie die Aufgaben der Stadterneuerung bewältigt werden. Damit werden »weiche Standortfaktoren« für die Wirtschaft geschaffen. Wesentliche Aufgabengebiete für die Stadterneuerung sind Wohnungswesen, Stadtsanierung und Verkehr, nicht zuletzt aber auch Kultur und Sozialwesen.

4.1 Es heißt, in Städten mit erheblichen Defiziten sei das Wohnungswesen der Schlüssel zur Stadterneuerung[15]). Das ist sicher richtig in Anbetracht der Tatsache, daß Voraussetzung für die Niederlassung von Unternehmen attraktive Wohnungsangebote für Mitarbeiter sind.

In Brandenburg stehen 40,6% aller Wohnungen im Eigentum der *stadteigenen Wohnungsbaugesellschaft mbH*, Nachfolgerin der früheren Gebäudewirtschaft. Die Wohnungsbaugesellschaft hat so viele finanzielle Ressourcen wie die Stadt: äußerst knappe; ihre finanzielle Situation wird als katastrophal bezeichnet. 15% dieser früher staatlichen Wohnungen waren nach § 5 des Altschuldenhilfegesetzes (vom 23. 6. 1993, BGBl. I S 986) zu privatisieren. Bei dem mäßigen Zustand vieler Wohnungen war das außerordentlich schwierig. Ein weiteres Drittel der Wohnungen gehört der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft (32,5%).

Von der Wohnungsqualität her stellen die Wohnungen in der Innenstadt, vor allem im Stadtkern, das größte Problem dar. Viele sind unbewohnbar. Die Stadt führt den Verfall im Altbaubestand – der auch die zwischen 1919 und 1945 gebauten Wohnungen schon erreicht hat – auf eine »über Jahrzehnte verfehlte Baupolitik«[16]) zurück. Insgesamt stehen 11% der Wohnun-

[15]) Dieterich, H., u.a., Erneuerung einer alten Industriestadt, in: Schriftenreihe »Forschung« des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Heft Nr. 454, 1988, S. 53

[16]) Broschüre Brandenburg/Havel, 1990

gen leer. Aber auch die Blockbauten des Wohngebiets Hohenstücken entsprechen nicht mehr den Ansprüchen, die heute – und bei steigenden Mieten mit Recht – gestellt werden. Die Bürger Brandenburgs können nicht einsehen, daß sie für Ost-Standards West-Mieten zahlen sollen. Weil Geld zur Unterhaltung der Gebäude fehlt, hat sich die Qualität der Wohnungen in den letzten Jahren zum Teil laufend verschlechtert.

Soweit *Wohnungseigentum* existiert (nur 15% außer Wohneigentum von Betrieben), nutzen die Eigentümer die neuen Möglichkeiten zur Materialbeschaffung und betreiben aus eigener Kraft die Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse.

Zur Zeit wird eine Wohnungsbedarfsanalyse erstellt. Inwieweit auch untersucht wird, ob und in welchem Umfang Wohneigentum nachgefragt wird, ist bisher nicht feststellbar. Das wäre jedenfalls sinnvoll, denn es hat sich gezeigt: als wegen der Mieterhöhungen ein Infostand eingesetzt wurde, erkundigten sich die Bürger vor allem, wie sie ihre Wohnung denn erwerben könnten. Etliche Mieter der städtischen Wohnungsbaugesellschaft sind offensichtlich bereit, ihre Wohnung zu kaufen. Es wird ihnen davon eher abgeraten mit der Begründung, sie übersähen nicht, was es heiße, eine eigene Wohnung zu finanzieren. Grund für das Bedürfnis, die Mietwohnung zu Eigentum zu erwerben, ist die Angst vor Kündigung (das war in der DDR selbst bei erheblichen Mietrückständen undenkbar), wohl aber auch Wunsch und Bereitschaft, in die Wohnung zu investieren. Die Wohnung auf eigene Kosten zu verbessern, waren Mieter in DDR-Zeiten gewohnt, aber bei höheren Mieten fehlt dazu wohl Intention wie auch Geld.

Die Probleme, die es zu lösen gilt, bestehen vor allem bei den Mietwohnungen. Neubau auf dem Mietwohnungssektor ist nur in geringem Umfang in Sicht. Weder bei den wenigen privaten Vermietern noch bei den öffentlichen oder gemeinnützigen Gesellschaften als Vermietern reichen die Finanzmittel, um bedürfnisgerechte Standards zu schaffen. Die Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft hat eine Reihe von Häusern den Bewohnern zum Kauf angeboten. Der sichtbare Erfolg: es wird an den Häusern gearbeitet, besonders am Wochenende; sie machen einen gepflegten Eindruck.

Grundsätzlich steht die Frage an: Ist es vielleicht sinnvoller, die Förderungsgelder, die in Modernisierung und Sanierung stadteigener Wohnungen fließen, direkt denjenigen zukommen zu lassen, die sie erwerben und selbst sanieren wollen? Bei einem so großen und erneuerungsbedürftigen Mietwohnungsbestand wie in Brandenburg und den meisten anderen ostdeutschen Städten dürfte es kurz- und mittelfristig kaum möglich sein, Verbesserungen zu erreichen, ohne privates Engagement – in Geld wie im Arbeitseinsatz! – hinzuzuziehen. Könnte nicht auch das Wohngeld, das in zunehmendem Maße beansprucht wird, zur Eigentumsförderung umfunktioniert werden?

Durch die »uniforme« Art des Wohnens mag manchen (gerade jüngeren) Bürgern in ostdeutschen Städten die Intention, selbst etwas zu unternehmen, verloren gegangen sein. Zu wecken ist sie bestimmt wieder! Nach der Wende sah sich der Bürger in Ostdeutschland vor die ihm bis dahin unbekannte Aufgabe gestellt, sich um alle Angelegenheiten seines Lebens selbst zu kümmern. Man sollte ihm die Chance – wenn er sie wünscht! – eröffnen, eine so elementare, persönliche Angelegenheit wie das Wohnen selbstbestimmt zu regeln.

Man wird neben der Sanierung des Bestandes aber auch um *Wohnungsneubau* nicht herumkommen. Der Wohnflächenbedarf – heute 25,7 qm/Person – wird wachsen. Förderprogramme sind aufgelegt. Um reelle Chancen zu haben, in die Vergabe der begrenzten Fördermittel einbezogen zu werden, fehlt es aber in Brandenburg gerade an der dazu vorausgesetzten Planung. Gemeinden, bei denen die Bauleitplanung für Wohnungsbau bereits abgeschlossen ist oder vor dem Abschluß steht, haben am ehesten eine Chance![17]). In der Studie zum Flächennutzungsplan sind neue Wohngebiete vorgesehen. Aber bevor die Wohnungsbedarfsanalyse nicht vorliegt, sind konkrete Planungen kaum zu erwarten. Das Investitionserleichterungs- und Wohnbaulandgesetz kann zwar Planungen erleichtern und ihre Dauer verkürzen, ersetzt aber nicht den Mangel an Personal im Planungsamt.

4.2 Ein wesentlicher Faktor der Stadterneuerung, gerade für Brandenburg als Wirtschaftsstandort, ist die *Stadtsanierung*. In einer verkommenen Stadt will niemand arbeiten. Firmen richten sich in ihrer Standortwahl auch nach der Attraktivität einer Stadt. Das zeigt zum Beispiel Regensburg.

Durch die Aufnahme Brandenburgs in das Sonderprogramm des Bundes zur Erneuerung historischer Städte in der früheren DDR sind wenigstens für das Stadtzentrum schon 1990/91 Sanierungsaktionen angelaufen. Die erheblichen finanziellen Förderungen aus dem *Modellstadtprogramm* für die ersten zwei Jahre[18]) wurden verwandt für die Sicherung vom Verfall bedrohter Bauten, die in einer Bestandsaufnahme als erhaltenswert eingestuft waren. Darüber hinaus mußte das Geld vorwiegend »vergraben« werden, denn vor der eigentlichen Sanierung der Bausubstanz war das in weiten Teilen marode Leitungssystem der Wasserver- und -entsorgung zu erneuern.

Die GSW als *Sanierungsträger* hat die Maßnahmen im sog. Tandemverfahren – d.h. Zusammenarbeit von west- und ostdeutschen Fachleuten – durchgeführt. Heute hat die GSW ihren Sitz in Brandenburg. 1993 hat sie in

[17]) Siehe Preibisch, W., Neue Städtebauförderungsprogramme für die neuen Länder, in: BBauBl. 1993, Heft 6, S. 416ff.;

[18]) 40 Mio. DM, jetzt – seit 1992 – auf 1/4 zurückgegangen.

Zusammenarbeit mit der Stadt ein Zentrenkonzept für den Handel sowie ein Konzept über Stadtmarketing entwerfen lassen[19]) .

Inzwischen sind schon allenthalben Sanierungsarbeiten im Gange und manche der Häuser fertiggestellt. Dennoch werden die Bürger über den Fortgang der Sanierung ungeduldig. Die an so vielen Häusern angebrachten Schilder »bis bald, altes Haus«, die selbst im Zentrum noch reihenweise zu finden sind, überzeugen nicht mehr. So stand denn unter einem auch schon »Tschüs, altes Haus«. Es ist aber unrealistisch zu glauben, die Sanierung hätte schneller oder effektiver vorangehen können. Überlegt man, daß das Städtebauförderungsgesetz mit allen seinen instrumentellen und finanziellen Anforderungen erst gut 20 Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik und in einer im Aufwind befindlichen und stabileren wirtschaftlichen Situation erlassen wurde, um die Städte zu sanieren, und daß es dann weiterer 15 Jahre bedurfte, bis die Städte so aussahen, wie es uns heute selbstverständlich ist, dann wird deutlich, daß man in Brandenburg noch gar nicht weiter sein kann.

Die Aufgaben der Stadtsanierung sind quer durch alle Ressorts der Stadtverwaltung präsent. Sie werden gebündelt bei der Sanierungsstelle, die leider in großer Entfernung quer durch die ganze Stadt von der GSW angesiedelt ist (bei den übrigen Ämtern der Bauverwaltung). Das ist ungünstig.

Privates Interesse an der Sanierung zu wecken, gelingt auch schon, vornehmlich dann, wenn z.B. Alteigentümer aus Berlin ein altes Stadthaus zurückerhalten haben. Dann wird mit Hingabe und Sorgfalt am Haus gearbeitet. Das ist ein Signal! Schon vor mehr als 20 Jahren sind in holländischen Altstädten – und dann auch in westdeutschen Städten – viele kleine Wohnhäuser schmuck hergerichtet und wieder bewohnbar gemacht worden, die vorher genauso verfallen waren wie die Altstadthäuser in Brandenburg. In solche Initiativen sollten öffentliche Fördergelder fließen. Nur – es kann ihnen der *Denkmalschutz* im Wege stehen. Eine nach heutigen Vorstellungen und Vorschriften denkmalgerechte Sanierung ist ungeneuer kostenintensiv. Die Bürger sind nicht so leicht von der Richtigkeit und Wichtigkeit eines historisierenden Wiederaufbaus zu überzeugen[20]) , so lange die vordringlichen Wohnungsprobleme noch nicht gelöst sind. Manche Sanierungsarbeiten sind nicht nur zu teuer, sondern auch von Laien gar nicht auszuführen, wenn sie ihr Wohnhäuschen mit viel Eigenarbeit wieder

[19]) Beide als Arbeitshilfe der Modellstadt, erarbeitet von der Forschungsstelle für Handel – FfH – Berlin, November 1993

[20]) Dazu Drachenberg, Th., und Cante, M., Denkmalpflegerische Voruntersuchungen – Beispiel Brandenburg, in: ICOMOS, Hefte des Deutschen Nationalkomitees VI, Modell Brandenburg, S. 22; Jahn, S. und E., Was erwartet die Stadtplanung von der Denkmalpflege? daselbst, S. 31

herrichten wollen. Das sollte Anlaß sein, Denkmalschutzvorschriften neu zu überdenken. Es geht ja nicht um die Herstellung einer Museumsstadt, sondern um Wege zur Wiederbelebung des Stadtkerns als Herz Brandenburgs. Auch Investoren, so hieß es, bekämen wegen des Denkmalschutzes graue Haare.

Die Stadt hat einzelne Häuser in den Sanierungsgebieten zum Kauf angeboten, vornehmlich für Brandenburger Bürger. Es erweist sich als schwierig, sie loszuwerden. Jetzt sollen sie auch Privaten aus dem Westen angeboten werden. Dazu wird es höchste Zeit! Der Verfall geht weiter; schnelles Handeln ist geboten, egal, wer dafür sein Geld einsetzen will. Anders ist der alte Stadtkern nicht zu retten.

Auch die *Gründerzeitbebauung* der Vorstädte ist weitgehend sanierungsbedürftig. Hier ist noch so gut wie nichts geschehen. Anfänglich interessierte Investoren haben sich wieder zurückgezogen. In manchem verfallenden Haus ist nur noch eine einzelne Wohnung bewohnt. Potentiale für die Zukunft?

4.3 Die Verkehrsanbindung Brandenburgs durch Straße und Schiene ist relativ gut. Eine weitere Autobahnabfahrt wird gebaut werden. Das ist notwendig, um die Stadt für Unternehmensansiedlung attraktiv zu machen. Auch der Verkehr auf den Wasserstraßen spielt eine Rolle.

Unzulänglich sind, wie überall, die innerstädtischen Verkehrsverhältnisse. In Brandenburg ist besonders die Instandhaltung und Erneuerung der Brücken ein Problem: nicht nur, daß jahrzehntelang Erneuerungsmaßnahmen vernachlässigt wurden, sie sind auch schlicht für den immens angestiegenen Autoverkehr, inbesondere mit Lastwagen, nicht gebaut. Sanierungsmaßnahmen sind im Gange, erschweren aber auch den Zugang zum Stadtkern.

4.4 Die Angebote einer Stadt in allen Bereichen der *sozialen Infrastruktur* umfassen nicht nur Sozial- und Gesundheitsfürsorge sondern auch Bildung und Ausbildung, Sport- und Freizeiteinrichtungen und alle Sparten kulturellen Lebens, sind wichtig für das Image der Stadt – nach innen, d.h. für den eigenen Bürger, und nach außen, d.h. für Besucher und solche, die vorhaben, sich in Brandenburg niederzulassen.

Brandenburg steht insoweit nicht schlecht da. Zwar benötigt das städtische Krankenhaus dringend einen Neubau, aber die stationäre wie ambulante Versorgung, ärztlich und pflegerisch, ist im großen und ganzen als befriedigend anzusehen. Das gilt auch für die *Sozialfürsorge*. Das Sozialamt macht sich mit Broschüren und Beratungsangeboten stark für den Abbau von Ängsten gerade auch der älteren Generation, die fürchtet, in der »neuen Welt« nicht mithalten zu können.

»Der Sozialismus war undurchsichtig, aber überschaubar; das westliche System ist das Gegenteil – durchsichtig, aber unüberschaubar«, bringt die Sozialdezernentin die Probleme auf einen Nenner. Gut 1.440 Haushalte erhielten 1993 Sozialhilfe, das sind zwar mehr als in den Jahren zuvor, aber viel weniger, als erwartet worden war. Schwellenängste, Sozialhilfe zu beantragen, spielen eine Rolle. Die Versorgung der Hilfsbedürftigen kam in der DDR sozusagen von selbst. 70% der Sozialhilfeempfänger sind durch Arbeitsplatzverlust in die soziale Abhängigkeit geraten.

Eine sehr positiv zu bewertende Einrichtung ist das von Sozialfürsorgern betreute »Café Kontakt«, in dem nicht allein Kontakte menschlicher Art für die an den Rand der Gesellschaft Geratenen geknüpft werden sollen, sondern es werden Werkstätten eingerichtet, um junge Langzeitarbeitslose an Arbeit zu gewöhnen und ihnen Erfolge zu ermöglichen.

Sehr gut angenommen worden sind die vier Sozialstationen in freier Trägerschaft. Die Bürger, die sie in Anspruch nehmen, sind durchweg »begeistert« von der angebotenen Hauskrankenpflege.

Kindergärten, Schulen – die Probleme in Brandenburg unterscheiden sich nicht wesentlich von denen in anderen Städten der neuen Länder: der Zustand vieler Schulen ist nach wie vor dürftig, (z.B. sanitäre Einrichtungen), eigentlich müßte viel mehr getan werden, wenn nicht . . . . . ! Wie die Umstellung von Lehrern, wie von Schülern verkraftet wurde, nachdem sich 1991 alle vorkamen, als sei ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen, war noch nicht feststellbar.

Erhebliche Impulse werden von der nach vielen Verhandlungen und Abstimmungen gegründeten *Fachhochschule* erwartet, die auf dem Gelände ehemaliger Gründerzeitkasernen – z.T. attraktive Gebäude! – untergebracht ist und im Wintersemester 1992 mit den Fachrichtungen Informatik, Betriebswirtschaft und Maschinenbau begann.

Brandenburgs *Kulturangebote* sind nicht uninteressant: drei Theaterspielstätten, verschiedene Clubs und Institutionen, insbesondere für die Jugend. Daß Kultur als Wirtschaftsfaktor gelten kann, ist noch nicht im Blickfeld.

IV. Zukunftswege – Beseitigung von Hemmnissen

Zwei Jahre nach der Wiedervereinigung hing immer noch an einer Hauswand ein – inzwischen rissig und schmutzig gewordenes – Plakat mit der Aufschrift WOHLSTAND STATT SOZIALISMUS. Ist die Parole fragwürdig geworden? Nicht, soweit es heißt: statt Sozialismus. Wir haben niemanden getroffen, der die DDR-Zeiten wie gehabt zurückhaben will. Aber

Wohlstand? Es geht, das bestreitet niemand, den meisten materiell besser als zuvor. Aber Wohlstand ist, vom Wortsinn her, mehr als mit Gütern gefüllte Märkte und fein herausgeputzte Massenangebote in Geschäften, als neue Hotelbauten (mit enormen Zimmerpreisen!) und vornehme Bürofluchten. Wohlstand hat mit Wohlsein zu tun. Und vielen Brandenburger Bürgern ist nicht sehr wohl zumute. Das liegt nicht nur daran, daß Erwartungen an märchenhafte Zustände sich nicht erfüllten oder Unsicherheit und – berechtigte oder unberechtigte – Zukunftsängste aufgekommen sind. Nach der Wende hatte zunächst der überwältigende Eindruck vom »Leben drüben«, vorher schon durch das Fernsehen genährt, den Blick eingenommen und wohl auch verstellt. Mit der Zeit und in der Bewältigung des alltäglichen Lebens stellte sich aber heraus, daß die Bürger der ehemaligen DDR keine Zeit gehabt haben, ihren eigenen, auf ihre Geschichte bezogenen und zugeschnittenen Anspruch zu definieren und herauszustellen, um daraus ein eigenes Entwicklungskonzept für ihre Städte ableiten zu können. Massenhaft Rat und Tat der westlichen Landsleute und ihrer Organisationen, die ihnen zuteil wurden und noch werden, gründen sich auf deren Erfahrungen und Erkenntnisse, somit notgedrungen auf das, was den Beratern bedürfnisgerecht vorkommt.

1. Die grundlegenden Veränderungen in Denk- und Handlungsmustern, die der Umstrukturierungsprozeß verlangt, erlauben keine Patentlösungen. Patentlösungen verstärken nur Aversionen gegen die »Besserwessis«. Zeit ist erforderlich! Vergegenwärtigt man sich, wieviele Jahre, ja Jahrzehnte die gedankliche Akzeptanz des »nur« wirtschaftlichen Strukturwandels in Städten des Ruhrgebiets oder Englands gebraucht hat, und erst recht die daraus folgenden neuen Konzepte und ihre Umsetzung, so wird deutlich, daß die totale Lebensumstellung in einer Stadt der früheren DDR von ihren Bürgern – und von allen Akteuren! – einen sehr langen Atem verlangt. »Leben Sie gern in Brandenburg« war eine unserer Fragen an Bürger. Eine kluge Antwort: »Ja – in zehn Jahren!«

Das ist die Zeit, die es Älteren schwer macht, mit ihrer Situation fertig zu werden. Der sozialistische Staat hatte ihnen die Sorge um das Lebensnotwendige abgenommen. Wie ist jetzt der Altersheimplatz, wenn er nötig wird, zu bezahlen? Vor allem aber leiden sie – auch die »jungen Älteren« – unter den versäumten Lebensmöglichkeiten; eine Zukunftsperspektive finden sie kaum.

Und die Jungen? Die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch. Die Jugendlichen haben das Gefühl, nichts für ihre Zukunft tun zu können. Erschwerend kommt hinzu, daß im sozialistischen Erziehungssystem Kreativität, eigenes Agieren, wenig Raum hatte. Gleichheit war oberstes Prinzip[21]). Dieses

[21]) »Vom Sportzeug bis zur Wohnung!«

»Korsett« an uniformer Lebensweise engte zwar ein, verlieh aber auch Sicherheit.

Auch die im Arbeitsprozeß Stehenden beklagen, daß man »früher leichter gelebt, mehr gelacht« habe, daß es heute »steifer und förmlicher« zugehe. Die traurigste Äußerung zu den neuen Verhältnissen war: »Es gefällt mir fast gar nichts, weil ich mir unter der Wiedervereinigung etwas anderes vorgestellt habe«. Es blieb, gottlob, die einzige Antwort dieser Art.

Aber unverkennbar entwickelt sich auch ein neues Selbstbewußtsein, zuweilen mit dem trotzigen Unterton »wir können das so gut wie ihr«. Das gibt Zukunftshoffnung – und für die »Westler« die wichtige Erkenntnis, daß sie eines Tages entbehrlich sein werden.

Damit nicht vollends der Einigungsvertrag zum Entzweiungsvertrag wird, sollte man sich auf allen Gebieten auf echte Zusammenarbeit, auf »Tandemsysteme« wie bei der Sanierungsarbeit der GSW, einlassen.

2. Zu bejammern, was nicht mehr zu ändern ist, was versäumt wurde in Verträgen und Gesetzen, um die Vorbedingungen der ostdeutschen Bürger befriedigend zu berücksichtigen, ist jetzt unangebracht. Gefragt ist: Was kann getan werden, um Hinderungsgründe für eine effektive Stadtentwicklung[22]) aus dem Weg zu räumen?

2.1 Verwaltung und Recht

In der *Verwaltung* ist wohl der sicherste Weg zu einer Konsolidierung, den Austausch von Fachkräften in noch größerem Umfang zu fördern, auch finanziell, sowie Ausbildungsmöglichkeiten in ostdeutschen Städten zu erweitern. Auch besondere, zeitgebundene Finanzierungsprogramme für zusätzliches Personal und zusätzliche Materialausstattung wären hilfreich. Die mangelnden Kapazitäten im Bereich von Planung und Bauordnung machen sich ja gerade bei der Stadtentwicklung bemerkbar.

Im übrigen haben im Bereich der Investitionen die Brandenburger den zur Nachahmung empfehlenswerten Weg schon gefunden: um Investitionen Vorrang zu ermöglichen, werden Alteigentümer und Antragsteller von Anfang an an einen Tisch gebracht, damit Konsens hergestellt werden kann. Auf vielen Gebieten der Verwaltung ist das ein sinnvoller Weg, um Ziele zu erreichen.

Die immer neuen *Gesetzesänderungen und -ergänzungen* der letzten Jahre, die erkannte Hemmnisse abbauen sollten, werden zwar als verwirrend empfunden, bedürfen aber wohl noch weiterer Modifizierung.

---

[22]) dazu Maaz, H.-J., Das gestürzte Volk, 1991; Habich, R., u.a., Ein unbekanntes Land, objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden in Ostdeutschland, in: Politik und Zeitgeschichte 23/199, S. 13 ff.; Altvater, E., Ist das Wirtschaftswunder wiederholbar? in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 6/1991, S. 685 ff.; Alte Rechte, Neues Unrecht, in: DER SPIEGEL vom 29.06.1992, S. 128 ff.

Die Regelungen über das *Bodeneigentum*, die dazu führen, daß Ostdeutsche etwas verlieren, womit sie nie gerechnet haben, und Westdeutsche etwas gewinnen, womit sie auch nie mehr gerechnet hatten[23]), sind nicht mehr grundsätzlich zu verändern. Aber die Fälle, in denen durch die Teilung Deutschlands zerrissene Familien nun – teils als Ostdeutsche, teils als Westdeutsche – Anspruch auf das gleiche Grundstück erheben oder Entschädigung dafür verlangen, müßten friedenstiftender zu regeln sein.

Das *Investitionsvorranggesetz* sollte die Voraussetzungen für Vorrangbescheide im Bereich Wohnen erweitern, damit alle Möglichkeiten, die Wohnungsengpässe zu überwinden, genutzt werden können.

Die Tatsache, daß *staatliche Fördergelder* schleppend abfließen, wird nicht nur im Osten beklagt. Daß zum Jahresende »plötzlich Geld verbraucht werden muß, man weiß so schnell gar nicht, wie« ist in ostdeutschen Städten ein völlig unverständliches Phänomen. Im Westen wird es als gewohnt und gegeben hingenommen. Wäre es nicht sinnvoll, hier *Richtlinien* grundsätzlich neu zu überlegen?

Schließlich sind auf Landesebene Bestimmungen des *Denkmalschutzes* zu überdenken. Es ist wohl nicht damit getan, daß die Denkmalschutzbehörde vor Ort »ein Auge zudrückt«, wenn ein Bau nicht nach den Bestimmungen denkmalgerecht behandelt wird. Es kann nicht Sinn des Denkmalschutzes sein, die Sanierung einer verfallenden Altstadt zu hemmen oder zu verhindern.

2.2 Wohnungswesen

Wohlstand manifestiert sich zuerst in der Wohnung, der »zweiten Haut« des Menschen. Es kann nicht angenommen werden, daß Menschen sich wohlfühlen, wenn Wohnungszugänge schäbig sind, technische Einrichtungen veraltet oder gar defekt, Dächer undicht, das Umfeld wenig attraktiv.

Im Bereich der Wirtschaft hat sich durch den Zusammenbruch der sozialistischen Systeme gezeigt, daß ohne Einsatz privater Finanzmittel, Kräfte und Ideen relativ befriedigende Verhältnisse für alle (!) nicht zu erreichen sind. Diese Erkenntnis gilt auch für das Wohnungswesen: private Eigentümer entlasten die öffentliche Wohnungswirtschaft. Sie sind bereit, auf Konsum zu verzichten, Freizeitvergnügungen zu vernachlässigen und Geld und eigene Arbeit einzusetzen, um die eigene, unaufkündbare Wohnung zu verschönern und zu modernisieren[24]) .

---

[23]) Ostdeutsche sollen einen Strich unter ihre – unbewältigte – Vergangenheit machen, Westdeutsche dürfen diesen bereits gezogenen Strich wegradieren!

[24]) Das zeigen die Beispiele aus England und Schottland. In England sind ein erheblicher Teil der public houses (Wohnungsbestände der Städte, die zum Teil bis 60% des gesamten Bestandes betrugen) in den letzten Jahren privatisiert worden, die Eigentumsquote nähert sich 70%.

Selbst wenn die Struktur der Blockbausiedlungen wie in Hohenstücken es schwer zuläßt, einzelne Wohneinheiten als *Wohneigentum* zu verkaufen, so gibt es doch andere, z.B. in Schottland erprobte Möglichkeiten[25]), den Bestand an Wohnungen im öffentlichen Eigentum (und Eigentum einer 100% städtischen Wohnungsbaugesellschaft ist als solches anzusehen) aufzulösen, soweit Nachfrage und Bedürfnis bestehen[26]) . Wohneigentum im Sinne eines selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Nutzungsrechts kann auch *Miteigentum* an einem überschaubaren Wohnungsbestand sein, wie es in schottischen Housing Associations der Fall ist: es werden Mietergemeinschaften gebildet, die, beispielsweise als Genossenschaften organisiert (ein Begriff, den man vor drei Jahren in den neuen Ländern Bürgern gegenüber noch kaum aussprechen durfte!), Eigentum erwerben, verwalten und bewirtschaften[27]). Um den Bestand sanieren zu können, selbst wenn er billigst abgegeben würde, wären auch Fördermittel notwendig. Aber für die Zukunft wäre damit die Last der Unterhaltung von der Stadt genommen. Wirtschaftlich wie verwaltungstechnisch – mit fachlicher Unterstützung – könnte eine Housing Association auf eigenen Füßen stehen. Wer einen Genossenschaftsanteil erworben hat, hat mehr Interesse daran, genossenschaftliches Eigentum zu sichern und in gutem Zustand zu erhalten als jemand, den das Eigentum »nichts angeht«. Er hat ein Stimmrecht bei der Verwaltung und Bewirtschaftung der Wohnungen, z.B. bei der Mietpreisbildung und der Vergabe der Wohnungen.

Eine wenigstens teilweise Auflösung der großen städtischen Wohnungsbestände hätte zugleich den Effekt, daß in absehbarer Zeit wenigstens ein Teil des Bestandes modernisiert werden könnte.

Fördermittel werden zur Wohnungsversorgung – sei es durch öffentliche, sei es durch private Eigentümer – ohnehin in allen Bereichen eingesetzt, als Steuerermäßigung, steuerliche Abschreibung oder als Wohngeld. Besondere Vorteile hat, wer zum Vermieten baut. Denkbar ist, daß diese direkten oder indirekten Subsidien sinnvoller und auch effektiver eingesetzt werden könnten, wenn damit Wohneigentum oder auch gemeinschaftlich-genossenschaftliches Eigentum unterstützt würde.

Zur Erhaltung und Nutzung kleinerer Altstadtwohnhäuser wäre eigentlich die Bildung eines *revolvierenden Fonds* möglich. Das bedeutet (in Anlehnung an das schottische Denkmalschutzprojekt für kleine Fischerhäuser

[25]) dazu Dieterich-Buchwald, B., Selbstbestimmung für Sozialwohnungen – ein Beitrag zur Lösung deutscher Wohnungsprobleme in Ost und West? in: Informationsdienst und Mitteilungsblatt des Volksheimstättenwerks (vhw) 10/1990, S. 111 ff.

[26]) Einen Teil Mietwohnungen – privater wie öffentlicher – wird es nachfragegemäß immer geben und geben müssen.

[27]) Die Wohngebiete der Housing Associations gelten überall in England als vorbildlich.

in den 70er Jahren[28]), daß die Stadt zunächst ein einzelnes Haus erwirbt und saniert, es dann an Private verkauft und mit dem Erlös ein weiteres Haus (oder zwei!) kauft, saniert und weiterverkauft. Der Erlös wächst an und ermöglicht mit der Zeit die Sanierung einer ganzen Häuserzeile. Das wirkt sich positiv auf die gesamte Umgebung aus. Einen solchen Fonds zu begründen, wäre eine wirkungsvolle Anlage von Fördergeldern, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie eine Reihe privater Investitionen nach sich ziehen würde. So würden auch die Bürger »Taten sehen«! In Brandenburg sind viele der kleinen Häuser unbewohnbar und sanierungsbedürftig. Hier könnte das Instrument der Investitionsvorrangbescheide greifen, sofern das Eigentum noch ungeklärt ist.

Die Stadt selbst sollte in Betracht ziehen, daß beim Verkauf von Stadthäusern, seien sie sanierungsbedürftig oder bereits saniert, praktisch jeder Investor, auch der »Westler«, zu akzeptieren ist. Es ist nicht schädlich, wenn damit auch Bessergestellte ein Haus erstehen, es selbst beziehen oder es an ebenfalls Bessergestellte vermieten. Denn es ist problematisch, die Altstadthäuser ausschließlich sozial oder auch nur finanziell schwächeren Familien vorzubehalten. Um ein Gebiet dauerhaft in Ordnung zu halten, ist es unerläßlich, daß auch finanziell stärkere Bewohner einziehen. Nicht umsonst ist schon in § 1 Abs. 5 Nr. 2 BauGB von den Wohnbedürfnissen der Bevölkerung bei Vermeidung einseitiger Bevölkerungsstrukturen die Rede! Dazu kommt in Brandenburg, daß durch die Wiederherstellung eines unbewohnbaren Hauses letztlich niemand verdrängt wird und es im Stadtkern Raum genug gibt, um auch für die bisher dort ansässige, durchweg ärmere Bevölkerung Wohnungen zu erhalten.

2.3 Das Management

In Brandenburg wie in allen ostdeutschen Städten verursacht der Umstrukturierungsprozeß einen so erheblichen Bedarf an »know how and know where and know what« in allen Bereichen, daß Stadterneuerungsmanagement unerläßlich erscheint.

Jeder weiß, daß die Innenstadt attraktiver werden muß, damit Handel sich wieder lohnt, daß Wirtschaftsbetriebe angezogen werden müssen, um Arbeitsplätze zu schaffen, daß die Gaststättenbesitzer wie Geschäftsinhaber animiert werden müssen, Angebote zu machen, um Nachfrage zu befriedigen[29]).

[28]) Little Houses Improvement Scheme, in: Sanierung historischer Stadtkerne im Ausland, Schriftenreihe des BMBau Nr. 02.002, Bonn 1975, S. 65

[29]) Zeitungsartikel Berliner Morgenpost: »Gutachten: Handel muß attraktiver werden« vom 7. 10. 1993

Die Stadt, auch mit Hilfe des Sanierungsträgers, tut, was möglich ist, aber allein durch ein Zentrenkonzept und ein Konzept für Stadtmarketing[30]), so wichtig diese Vorarbeiten sind, ist noch nichts geschehen. Hilfreich wäre eine Stelle, die in enger Zusammenarbeit mit der Stadt Maßnahmen projektiert und die für ihre Realisierung erforderlichen Akteure wie Fördermittel koordiniert. Die Aktionsfelder sind so mannigfaltig und die Fördertöpfe so unübersichtlich, daß eine Anlaufstelle erforderlich wäre, die die »Fäden in der Hand« hält, die Probleme bündelt und Ideen für ihre Lösung entwickelt. Sie müßte gemeinsam mit städtischen Ämtern eine Gesamtstrategie für die Stadtentwicklung entwerfen, ein Leitbild, das festlegt, wie Industrie und Gewerbe mit dem Fremdenverkehr abgestimmt werden können und wie der Servicesektor zu unterstützen ist, um der Stadt ein neues Gepräge zu geben[31]). Ob die bestehenden Landesentwicklungsgesellschaften eine solche Rolle übernehmen können, ist fraglich, da die Städte befürchten, dadurch in Abhängigkeit von einer Landesinstitution zu geraten. Die Unabhängigkeit einer Managementgesellschaft wäre unerläßlich.

Ein »führungsorientiertes« Konzept zu empfehlen, um einen »allzu schwierigen Diskussionsprozeß zu vermeiden«[32]), erscheint abwegig: die Städte in der DDR sind lange genug bevormundet worden.

Schlußbemerkung

Es kann noch manches getan werden von Bund und Land und von der Stadt Brandenburg selbst, um Hemmnisse zu beseitigen, Steine des Anstoßes aus dem Weg zu räumen und Bedürfnisse der Bürger zu befriedigen, damit der Slogan »Wohlstand statt Sozialismus« vorbehaltlos zu akzeptieren ist. Die Zukunft ist nur gemeinsam zu gewinnen, nicht in der Kontroverse Ost gegen West.

[30]) Stadtmarketing, Arbeitshilfe für die Modellstadt, Forschungsstelle für den Handel, Nov. 1993

[31]) Siehe dazu Lever, W., und Moore, Chr., The City in Transition, Oxford 1986, S. 92, 107 ff., Beispiel der Scottish Development Agency (SDA) und Priewe, J., und Hickel, R., Der Preis der Einheit, Bilanz und Perspektiven der deutschen Vereinigung, 1991, S. 205-209, 215

[32]) Stadtmarketing, Auszug aus dem Zentrenkonzept, Abschnitt 6.6

Jahrgangsverzeichnis 1994

Heft	Themenschwerpunkt
226	Geld – Zins – Vermögen
227	Die staatlich verwaltete Gesundheit
228	Freiheitsbewußtsein und Verfassung
229	Schulautonomie
230	Reform der Grundsteuer
231	Zur Bildung und Bildungsgeschichte

Inhaltsverzeichnis 1994 nach Autoren

	Heft	Seite
Aktion für Biologische Medizin und Hufelandgesellschaft für Gesamtmedizin		
Die Gesundheitsreform – Prüfstein der Demokratie	227	19–29
Aktion Humane Schule		
Aufruf: Schule neu gestalten	229	51–55
Fritz Andres		
Dr. med. Heinz-Hartmut Vogel zum 80. Geburtstag	228	3–12
Fünfprozentklausel entschlacken – ein Beitrag zur Vitalisierung der Demokratie	229	58
Von der Grundsteuer zur Bodensteuer	230	3–12
Eckhard Behrens		
Dr. med. Heinz-Hartmut Vogel zum 80. Geburtstag	228	3–12
Das Recht auf Bildung mit Bildungsgutscheinen finanzieren	229	22–24
Kein Globalhaushalt ohne Bildungsgutschein	229	56–57
Das Gummiband zwischen Geldmenge und Preisniveau	229	57–58
Walter Hamm: Zeit zum Umsetzen – Wohnungspolitik im Spannungsfeld von Wirtschaft und Gesellschaft	229	59–60
Helmut Creutz		
Zur Vermögenssituation der privaten Haushalte - Kommentar zu einem Bericht der Bundesbank mit anschließendem Schriftwechsel	226	3–32
Deutscher Lehrerverband		
Autonomie „verfassungswidrig“	229	21

Beate Dieterich-Buchwald
Brandenburg, eine Stadt im Umbruch –
Wohlstand statt Sozialismus 231 33–58

Expertenkommission Wohnungspolitik
Die Besteuerung des Grundvermögens 230 42-51

Forum Freiheitliche Medizin
Reform der Gesetzlichen Krankenversicherung 227 8–18
Aufruf an Patienten, Mitglieder der GKV und die
in den Heilberufen Tätigen 227 36–37
Presseerklärung 227 38–39

Ludwig Paul Häußner
Konrad Schily: Der staatlich bewirtschaftete Geist
– Wege aus der Bildungskrise 227 62–64

Raymund Halaczinsky
Die Einheitsbewertung und ihre Auswirkung auf die
Grundsteuer 230 31–41

Rüdiger Haug
Was Schulehalten in Deutschland kostet und wie Schulen
in freier Trägerschaft staatlich unterstützt werden 229 33–50

Jobst von Heynitz
In Memoriam Professor Dr. Willi Geiger 226 57–62
Dr. med. Heinz-Hartmut Vogel zum 80. Geburtstag 228 3–12

Josef Hüwe
Donella und Dennis Meadows: Die neuen Grenzen
des Wachstums 226 55–56

Hufelandgesellschaft für Gesamtmedizin und
Aktion für Biologische Medizin
Die Gesundheitsreform – Prüfstein der Demokratie 227 19–29

Johannes Jenetzky
Die Reform der Einheitsbewertung des Grundbesitzes
und der Regelungen der Grundsteuer 230 13–30

Matthias Karutz
Zur Sozialkunde in der Waldorfschule 231 15–20

Anselm König
Tagungsbericht: Das Geld im Kreislauf der Volkswirschaft 227 58–61

Theo Liket
Schulautonomie im niederländischen Staatsschulwesen ... 229 8–20

Hugo Neise
Reform des sozialen Wohnungsbaus –
Das Möglinger Modell ... 230 52–64

Werner Onken
Der Zins als Angelpunkt von Wirtschaft und Moral –
Gedanken zu Ottmar Issings Einwänden gegen eine
zinslose Wirtschaft ... 226 42–51
Peter Kafka: Gegen den Untergang – Schöpfungsprinzip
und globale Beschleunigungskrise ... 231 59–60

Fritz Penserot
Geldwertstabilität und Vollbeschäftigung ... 226 33–41
Zur geplanten Neuauflage von Dr. Lothar Vogel:

Lothar Vogel
Die Verwirklichung des Menschen im
Sozialen Organismus ... 227 40–57

Klaus Schmitt
70 Jahre Heilpädagogik ... 231 22–32

Rolf Schniedermann
Grundgesetzänderung durch „Paket-Abstimmung“? ... 226 52–54

Volker Seelbach
75 Jahre Waldorfschule ... 231 21–23

Dieter Suhr
Netzwerk Neutrales Geld – Eine kritische Analyse des
herkömmlichen Geldes und das Konzept einer
Finanzinnovation für neutrales Geld ... 228 33–64

Heinz-Hartmut Vogel
In Memoriam Professor Dr. Willi Geiger ... 226 57–62
Die Reform des Gesundheitswesens ... 227 3–7
Stellungnahme zum Zwischenbericht des Sach-
verständigenrats ... 227 30–31
Zum Beitrag von Dr. Müller: Erfolgreiches Gesund-
heitssystem vor neuen Herausforderungen ... 227 32–34
Brief an Abgeordnete des Deutschen Bundestages ... 227 35
Freiheitsbewußtsein und Verfassung ... 228 13–20
Die verwaltete Schule ... 228 20–25

Liberalismus, Zentralverwaltungswirtschaft und
assoziative Wirtschaftsstruktur 228 25–32
Erziehung und Bildung –
Quelle der Kultur und Zivilisation 229 3–4
Die pädagogische Provinz -
ein Lebensbedürfnis unserer Jugend 229 5–7

Lothar Vogel
Die Temperamente –- Naturorganische Grundlagen einer
pädagogischen Konstitutionslehre nach Rudolf Steiners
Menschenkunde. Gleichzeitig ein Beitrag zum Lehrplan
des Anthropologieunterrichts 231 3–14

Manfred Winz
Staatliche oder private Schulträgerschaft
Chancengleichheit und ihre Finanzierung 229 25–32

Die mitarbeitenden Autoren tragen die Verantwortung für ihre Beiträge selbst.

Für nichtverlangte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Gesamtinhaltsverzeichnis der in »Fragen der Freiheit« erschienenen Beiträge kann angefordert werden.

Zweimonatsschrift »Fragen der Freiheit«
Herausgeber: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.
Begründet durch Diether Vogel †, Lothar Vogel,
Heinz-Hartmut Vogel

Bezug: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.,
D-73087 Boll, Badstr. 35, Telefon (0 71 64) 35 73

Preis: Jahresabonnement DM 60,—, sfr. 60,—, ö. S. 500,—
Jahresabonnement für Schüler, Studenten und Auszubildende: DM 30,—, sfr 30,—, ö. S. 250,—
(einschließlich Versandkosten)

Wer die steuerlich als gemeinnützig anerkannte Arbeit des Seminars für freiheitliche Ordnung e. V. als *förderndes Mitglied* mit einem Mindestbeitrag von DM 125,— (sfr. 125,—/ ö. S. 900) pro Jahr unterstützt, wird über die Arbeitsergebnisse durch die regelmäßige, *unentgeltliche* Lieferung der »Fragen der Freiheit« informiert.

Einzelhefte: DM 10,— sfr. 10,—, ö. S. 80,— (zuzügl. Versandkosten)

Sammelmappen: jeweils für 1 Jahr DM 10,—, srf. 10,—, ö. S. 85,—
zuzügl. Versandkosten. Abonnement möglich

Bank: Kreissparkasse Göppingen Nr. 20 011 (BLZ 610 500 00)
Raiffeisenbank Boll Nr. 482 999 004 (BLZ 600 697 66)

Postbank: Frankfurt am Main 26 14 04-602 (BLZ 500 100 60)
Schweiz: Postscheckamt Bern 30-30 731/9

Nachdruck, auch auszugsweise, mit Genehmigung des Herausgebers.

Graphische Gestaltung: Fred Stolle †

Motto: Johann Wolfgang von Goethe,
Winckelmann und sein Jahrhundert

ISSN 0015-928 X
Satz: Satzstudio Späth GmbH, 73102 Birenbach
Druck: Druckerei Müller, 73102 Birenbach
Printed in Germany